



Bundesamt
für Strahlenschutz

Ressortforschungsberichte zum Strahlenschutz
Von 1986 bis 2026 – Eine Analyse
kollektiver Erinnerung an Tschornobyl und
deren Konsequenzen für den radiologischen
Notfallschutz in Deutschland – AP3

Vorhaben 3624S72224

Verian

Kristina Hollmann
Sophia McDonnell

Das Vorhaben wurde mit Mitteln des Bundesministeriums für Umwelt, Klimaschutz, Naturschutz und nukleare Sicherheit (BMUKN) und im Auftrag des Bundesamtes für Strahlenschutz (BfS) durchgeführt.

Dieser Band enthält einen Ergebnisbericht eines vom Bundesamt für Strahlenschutz im Rahmen der Ressortforschung des BMUKN (Ressortforschungsplan) in Auftrag gegebenen Untersuchungsvorhabens. Verantwortlich für den Inhalt sind allein die Autoren. Das BfS übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit, die Genauigkeit und Vollständigkeit der Angaben sowie die Beachtung privater Rechte Dritter. Der Auftraggeber behält sich alle Rechte vor. Insbesondere darf dieser Bericht nur mit seiner Zustimmung ganz oder teilweise vervielfältigt werden.

Der Bericht gibt die Auffassung und Meinung des Auftragnehmers wieder und muss nicht mit der des BfS übereinstimmen.

Impressum

Bundesamt für Strahlenschutz
Postfach 10 01 49
38201 Salzgitter

Tel.: +49 30 18333-0
Fax: +49 30 18333-1885
E-Mail: ePost@bfs.de
De-Mail: epost@bfs.de-mail.de

www.bfs.de

BfS-RESFOR-256/26

Bitte beziehen Sie sich beim Zitieren dieses Dokumentes immer auf folgende URN:
urn:nbn:de:0221-2026020658688

Salzgitter, Februar 2026

Inhalt

1	Einleitung.....	4
2	Kernergrenisse	5
3	Methodik	7
4	Das Erleben von Tschornobyl damals.....	9
4.1	Im Alltag	9
4.2	Im gesellschaftlichen Umfeld und auf der Gefühlsebene.....	11
4.3	In den Medien.....	15
4.4	In der Politik	17
5	Die Erinnerung an Tschornobyl.....	22
5.1	Bewertung der Erinnerung.....	22
5.2	Erinnerungsanlässe	26
5.3	Offene Fragen	34
6	Konsequenzen für Politik und Notfallschutz.....	36
6.1	Wahrscheinlichkeit eines erneuten Unglücks	36
6.2	Vorsorge und Wahrnehmung von radiologischem Notfallschutz	37
6.3	Erwartungen an den radiologischen Notfallschutz	41
7	Fazit.....	45

1 Einleitung

Die Reaktorkatastrophe von Tschornobyl im Jahr 1986 markiert in der deutschen und europäischen Geschichte einen Wendepunkt der Risikowahrnehmung von Atomkraft und des radiologischen Notfallschutzes. Während die unmittelbaren Folgen von Tschornobyl – Unsicherheit, Angst und intensive gesellschaftliche Debatten über die Risiken der Kernenergie – die öffentliche Wahrnehmung und politische Entscheidungsprozesse maßgeblich beeinflussten, hat sich die Aufmerksamkeit für das Ereignis im Laufe der Zeit verändert. Dennoch bleibt Tschornobyl bis heute ein zentraler Bezugspunkt im kollektiven Gedächtnis und in der Diskussion um den radiologischen Notfallschutz.

Die kollektive Erinnerung an Tschornobyl unterliegt einem kontinuierlichen Wandel, der von Generation zu Generation unterschiedlich ausgeprägt ist. Ältere Menschen, die das Ereignis bewusst miterlebt haben, verbinden damit oft prägende Erfahrungen und Einstellungen zur Kernenergie, während jüngere Generationen Tschornobyl vor allem aus Erzählungen, Medienberichten und filmischen Dokumentationen kennen.

Vor diesem Hintergrund wurden im Rahmen des BfS-Forschungsvorhabens zur kollektiven Erinnerung an Tschornobyl und ihren Konsequenzen für den radiologischen Notfallschutz in Deutschland Gruppendiskussionen als qualitative Methode eingesetzt, um die kollektiven Erinnerungen und Erfahrungen verschiedener Generationen zu erfassen und zu analysieren. Insgesamt wurden acht Gruppendiskussionen in Berlin, Köln, Nürnberg und Leipzig durchgeführt. Die Gruppendiskussionen wurden als Generationendialoge konzipiert, bei denen Vertreter*innen der Großeltern-, Eltern- und jungen Generation gemeinsam über ihre Erinnerungen, Deutungen und Erwartungen im Zusammenhang mit Tschornobyl und dem radiologischen Notfallschutz diskutierten. Ziel war es, die unterschiedlichen Perspektiven und Narrative sichtbar zu machen, die sich je nach Generation aus biographischen Erfahrungen, gesellschaftlichen Entwicklungen und medialen Darstellungen speisen.

Im Zentrum der Gruppendiskussionen stand das „kommunikative Gedächtnis“ (Assmann 1997), das sich aus mündlich weitergegebenen Erfahrungen und Alltagskommunikation bildet und zugleich vom „kulturellen Gedächtnis“ beeinflusst wird, das über Texte, Bilder und Filme vermittelt wird. Die Diskussionen ermöglichen es, die sozialen Aushandlungsprozesse, die Konstruktion von Sinn und die diskursive Organisation der Erinnerung an Tschornobyl im intergenerationalen Vergleich zu untersuchen. Die Gruppendiskussionen ergänzen die Medien- und Social-Media-Analysen des Projekts um die Perspektive direkter interpersonaler Kommunikation.

Die Ergebnisse der Gruppendiskussionen liefern damit wertvolle Einblicke in den Wandel der kollektiven Erinnerung an Tschornobyl in Deutschland. Sie zeigen, wie unterschiedliche Generationen das Ereignis verarbeiten, welche Erwartungen sie an den radiologischen Notfallschutz haben und wie gesellschaftliche und mediale Diskurse die Erinnerung prägen. Damit leisten sie einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung der Krisenkommunikation und des radiologischen Notfallschutzes und bieten Ansatzpunkte für die Gestaltung der öffentlichen Kommunikation im Vorfeld des 40. Jahrestages der Katastrophe.

Nachdem im Folgenden zunächst die Knergebnisse und die Methodik dargestellt werden, richtet der Bericht seinen Blick ausführlich auf die Erinnerungen der Diskussionsteilnehmenden an das Erleben der Situation damals. Es werden die damaligen Auswirkungen auf den eigenen Alltag, auf das gesellschaftliche Umfeld und die Gefühlsebene sowie die Erinnerungen an die damalige Medienberichterstattung und das Handeln der Politik untersucht. Im Anschluss wird die Erinnerung auf einer Metaebene betrachtet, es wird der Frage nachgegangen, wie lebendig die Erinnerung nach wie vor ist und zu welchen Anlässen sie wieder aufkommt. Im letzten Kapitel werden Konsequenzen aus den Erinnerungen für die aktuelle Situation gezogen: Es wird betrachtet, wie die Diskussionsteilnehmenden die aktuelle Situation bezüglich eventueller Atomunglücke einschätzen und welche Konsequenzen für den radiologischen Notfallschutz gezogen werden sollten. In den Kapiteln 4 bis 6 werden jeweils die Aussagen der Teilnehmenden wiedergegeben. Eine Einordnung und Interpretation folgt im Fazit, das sich den Ergebnissen aus den qualitativen Gruppendiskussionen anschließt.

2 Kernergebnisse

Die Gruppendiskussionen verdeutlichen, wie die Reaktorkatastrophe von Tschornobyl zum damaligen Zeitpunkt das alltägliche Erleben, die öffentlichen Diskurse und das Vertrauen in Politik und den Notfallschutz geprägt hat – und wie stark diese Prägungen bis heute nachwirken.

Das Erleben „damals“: Alltag, Gesellschaft, Medien und Politik

Im Alltag dominierten 1986 in BRD und DDR konkrete, praktische Sorgen: Was darf man noch essen und wie gefährlich sind Regen, Wind und Waldspaziergänge? Besonders präsent blieb das Tabu „Pilze“, das auch in den Jahrzehnten danach nachwirkte, ergänzt um Vorsicht beim Verzehr von Wild, Beeren, Milchprodukten aus den entsprechenden Gebieten und selbst angebautem Obst/Gemüse. Die Sorge um Lebensmittel ist Ausdruck einer allgegenwärtigen Unsicherheit: Die Gefahr durch Strahlung war unsichtbar, Messmöglichkeiten privat nicht vorhanden, der Schutz gefühlt schwer umsetzbar. Außerdem erinnerten viele Teilnehmende an temporäre Einschränkungen – vom gesperrten Freibad bis zu veränderten Sport- und Schulaktivitäten – und eine bedrückte Stimmung in Familien und Freundeskreisen. Angst, Unsicherheit und Ohnmacht sind zentrale Gefühle, die den Teilnehmenden im Rückblick noch präsent waren und für die sie verschiedene Bewältigungsstrategien wie Verdrängung oder Galgenhumor fanden.

Gesellschaftlich reihte sich Tschornobyl in eine bedrohliche, bedrückende Stimmung ein, die in den Erinnerungen der Teilnehmenden in den 80er-Jahren vorherrschte. Auch die Popkultur sei von dieser düsteren Atmosphäre geprägt worden.

In der BRD fungierten Fernsehnachrichten wie die Tagesschau, Radio und Zeitungen als zentrale Informationsquellen. Karten zu Windrichtung und Ausbreitungsmodellen sowie Verhaltensempfehlungen (z. B. beim Pilzesammeln) waren prägend, zugleich blieben Langzeitsrisiken und belastbare Zahlen unklar. In der DDR erlebten die Befragten eine restriktive Informationspolitik: Das Thema wurde kleingeschalten und westliche Berichte als übertrieben dargestellt. Daher orientierten sich viele am Westfernsehen. Anfängliche Sondersendungen wichen jedoch rasch anderen Themen. In beiden Teilen Deutschlands resultierten daraus Gerüchte und anhaltende Wissenslücken.

Politisch erinnern sich Teilnehmende aus der BRD an beruhigende Botschaften („bei uns kann das nicht passieren“), denen sie aber nicht unbedingt Glauben schenkten, und punktuelle Schutzempfehlungen, jedoch wenige nachhaltige Maßnahmen. In der DDR überwog der Eindruck des Verschweigens und der Abhängigkeit von sowjetischen Kommunikationslinien, das Vertrauen in Behörden war entsprechend gering. Rückblickend werden strukturelle Folgen für die Atomkraftnutzung zur Zeit des Unglücks kaum erinnert; stärkere Impulse sah man eher gesellschaftlich, z.B. im Auftrieb für die Anti-Atomkraft-Bewegung.

Erinnerung und Erinnerungsanlässe

Die Präsenz von „Tschornobyl“ im kollektiven Gedächtnis variiert: Für viele bleibt das Ereignis ein Zeichen für die Risiken der Kernenergie, zugleich dämpfen räumliche und zeitliche Distanz die Relevanz im heutigen Alltag. Medienprodukte sind der zentrale Erinnerungsanlass: Insbesondere Dokumentationen, aber auch (semi-)fiktionale Formate wie die Serie „Chernobyl“ oder das Buch „Die Wolke“ vermitteln Fakten, Atmosphären und Folgen. Für ostdeutsche Befragte nach der Wende waren Dokumentationen zudem teilweise der erste umfassende Zugang zu Informationen über das Reaktorunglück. Darüber hinaus taucht das Reaktorunglück in Social-Media-Formaten auf, die vor allem von Jüngeren konsumiert werden. Die Schule taucht als Erinnerungsort auf, jedoch meist randständig, sodass Selbstinformation und intergenerationale Weitergabe eine wichtigere Rolle spielen. Außerdem ist zu beobachten, dass in der jüngeren Generation, wo Tschornobyl nur noch als Erinnerung weitergegeben wird, der oben beschriebene Unterschied zwischen Ost und West keine große Rolle mehr spielt.

Aktuelle Ereignisse haben ebenso das Potenzial, die Erinnerung zu reaktivieren, beispielsweise der Krieg in der Ukraine, Energie- und Atomausstiegsdebatten sowie das Unglück von Fukushima. Viele Teilnehmende ziehen auch Parallelen zur Corona-Pandemie als aktueller Krise mit erlebtem „Notfallschutz“. Insgesamt bewegt sich die Erinnerung zwischen anhaltender Angst und Phasen der Verdrängung, beides wirkt generationenübergreifend fort.

Konsequenzen für Politik und radiologischen Notfallschutz

Aus den Diskussionen leitet sich ein hohes Risikobewusstsein ab: Solange Kernkraftwerke betrieben werden, sei ein weiteres Unglück prinzipiell möglich – durch Technikversagen, menschliche Fehler, veraltete Anlagen, Naturereignisse oder Krieg bzw. Terror. Deutschland attestieren die Teilnehmenden hohe Sicherheitsstandards, sie misstrauen jedoch teils Nachbarländern. Gleichzeitig gibt es Stimmen, die von einer geringen Wahrscheinlichkeit eines erneuten Unglücks in Europa ausgehen.

In Bezug auf den Notfallschutz nehmen die Teilnehmenden ein Defizit an Vorbereitung und – vor allem – an klarer, adressatengerechter Kommunikation wahr. Viele bezweifeln, dass Bevölkerung und Behörden im Ereignisfall über konsistente Pläne, stringente Kommunikation und klare Handlungsanweisungen verfügen. Erfahrungen aus der Pandemie lassen die Teilnehmenden an politischer Kohärenz, Transparenz und der Fähigkeit, zwischen Aufklärung und Panikvermeidung zu balancieren, zweifeln. Andere verweisen auf technologische Fortschritte, internationale Zusammenarbeit und die Lernkurve nach Tschornobyl und Fukushima – doch auch sie verlangen „greifbare“ Vorsorge.

Die Befunde zeigen eine doppelte Aufgabe für den radiologischen Notfallschutz: Neben technischen und organisatorischen Vorkehrungen steht für die Teilnehmenden vor allem Kommunikation im Mittelpunkt. Sie möchten rechtzeitig, klar und konkret wissen, was passiert, warum gehandelt wird und wie sie selbst wirksam handeln können. Hierüber bereits aktuell – also bereits vor einem möglichen Vorfall – aufgeklärt zu sein, würde ihr Vertrauen in staatliche Institutionen bezüglich der Handlungsfähigkeit im Bereich des radiologischen Notfallschutzes stärken.

Fazit

Zusammengefasst ist Tschornobyl bei den älteren Generationen vor allem im kommunikativen Gedächtnis verankert und speist sich aus persönlichen Erfahrungen und sozial geteilten Erzählungen. Für diese beiden Generationen bildet Tschornobyl einen biografischen Einschnitt, verbunden mit konkreten Narrativen und Ängsten. Für die jüngere Generation hingegen ist Tschornobyl Teil des kulturellen Gedächtnisses und wird meist über Medien und Kulturprodukte vermittelt.

Die Erzählung des radiologischen Notfallschutzes rund um Tschornobyl hat sich in den letzten Jahrzehnten entsprechend verändert: Während in den Jahren danach die konkreten Gefahren und Folgen im Vordergrund standen, wird das Unglück heute eher in der gesellschaftlichen und politischen Diskussion um die Akzeptanz von Atomkraft kommunikativ verwendet. Außerdem ist die Erzählung des radiologischen Notfallschutzes heute stark vom Thema Kommunikation bestimmt. Eine transparente, proaktive und wissenschaftsbasierte Kommunikation, die Vertrauen und Selbstwirksamkeit fordert, wird als zentrale Forderung formuliert.

3 Methodik

Die Diskussionen wurden mit deutschsprachigen Personen durchgeführt, die zum Zeitpunkt der Katastrophe bereits in Deutschland lebten oder danach geboren wurden. Für jede Gruppe wurden Vertreter*innen aus drei Generationen ausgewählt:

- **Großelterngeneration** (Geburtsjahr ca. 1945–1960): Erwachsene zum Zeitpunkt der Katastrophe, explizite Erinnerung.
- **Elterngeneration** (Geburtsjahr ca. 1968–1984): Kinder oder Jugendliche 1986, periphere oder gefühlsmäßige Erinnerung.
- **Junge Generation** (Geburtsjahr ca. 1994–2008): Keine eigene Erinnerung, Bezug vor allem über Medien und Erzählungen.

Einige der Gruppen fanden als Realgruppen, also „echte“ Familiengruppen statt, um die Weitergabe von Erinnerungen innerhalb der Familie nachzuvollziehen.

Die Rekrutierung erfolgte über spezialisierte Teststudios mit regionaler Kompetenz. Die Gruppendiskussionen wurden neben Alter, wie oben beschrieben, nach folgenden Merkmalen quotiert: Geschlecht, Bildung, Region, Gemeindegröße und Beruf.

Die Gruppendiskussionen fanden in professionell ausgestatteten Teststudios an vier Standorten statt: Nürnberg, Leipzig, Köln und Berlin. Pro Standort wurden jeweils zwei Gruppen mit drei Teilnehmenden durchgeführt, insgesamt also acht Gruppendiskussionen mit 24 Personen.

Die Diskussionen wurden von erfahrenen Sozialforscher*innen moderiert und dauerten jeweils rund 90 Minuten. Die Moderation folgte einem abgestimmten Leitfaden, der sowohl narrative als auch diskursive Elemente enthielt. In einer ersten Phase konnten die Teilnehmenden frei und subjektiv ihre Erinnerungen und Deutungen schildern. Die Moderation griff nur unterstützend ein, um die Erzählungen zu vertiefen. Ergänzend zur narrativen Phase wurde eine strukturierte Diskussion durchgeführt, in der auch aktuelle Ereignisse (z.B. Fukushima, Saporischschja) und mediale Stimuli (z.B. Ausschnitte aus Dokumentationen) eingebracht wurden, um die Diskussion zu beleben und weitere Aspekte der kollektiven Erinnerung zu erschließen. Folgende Stimuli wurden den Teilnehmenden während der Gruppendiskussionen präsentiert:

- Die erste Tagesschaumeldung vom 29.04.1986: <https://www.youtube.com/watch?v=bgd2gPUcFgM>
- Zeitzeugeninterview mit Ursula Oestreicher vom BfS:
https://www.bfs.de/DE/mediathek/notfall/tschornobyl/tschornobyl_node.html (00:40 – 2:29)
- Ausschnitt aus dem Interview mit Inge Paulini (Präsidentin BfS) vom 22. April 2021 mit dem Donaukurier Ingolstadt
- Karte vom BfS mit grenznahen Atomkraftwerken um Deutschland

Die Diskussionen wurden aufgezeichnet und im Anschluss vollständig professionell, wissenschaftlich und wortgetreu transkribiert. Die Transkripte wurden anschließend mit der Software MAXQDA ausgewertet. Die Auswertungsstrategie wurde mit dem Auftraggeber abgesprochen und folgte einem festgelegten Codeschema. Das Codeschema wurde in einem ersten Schritt induktiv auf Grundlage der Forschungsfragen und der Erfahrungen aus den Diskussionen erstellt. Im Rahmen der manuellen Codierung wurde das Codeschema dann iterativ ergänzt und konkretisiert, sodass alle wichtigen Argumentationsstränge in den Diskussionen berücksichtigt werden konnten. Die Vercoder*innen standen hierbei in engem Austausch, um eine konsistente Herangehensweise zu ermöglichen. Diese Auswertungen sind die Grundlage für den vorliegenden Zwischenbericht.

Bei der MAXQDA-Auswertung kam in gewissem Umfang auch Künstliche Intelligenz (KI) zum Einsatz. Die Transkripte wurden manuell vercodet, dann wurde für jeden Code eine KI-Zusammenfassung erstellt, die als Grundlage für erste Analyseentwürfe diente. Diese wurden noch einmal validiert, indem alle codierten Textstellen von einer Sozialforscherin gelesen und die KI-Analyse entsprechend korrigiert oder ergänzt

wurde. Im Rahmen des Berichts wurde KI an wenigen Stellen genutzt, um erste Textentwürfe zu generieren oder die vorhandenen Texte sprachlich zu verbessern.

Qualitative Forschung ist zwar nicht repräsentativ für eine Grundgesamtheit, ihre Ergebnisse können dennoch verallgemeinert werden und stehen nicht nur für sich selbst bzw. die begrenzte Anzahl der Teilnehmenden, die an der Untersuchung teilgenommen haben. Statt statistischer Repräsentativität wird hier auf theoretischer Grundlage generalisiert: Aus dem empirischen Material werden Konzepte, Muster und Zusammenhänge abgeleitet, die über den konkreten Untersuchungsfall hinaus relevant sind. Diese Muster können auf vergleichbare Kontexte übertragen werden – wenn in allen durchgeföhrten Gruppendiskussionen solche Muster präsent sind, kann davon ausgegangen werden, dass sie auch in anderen Gesprächskontexten häufig auftreten werden. Durch die systematische Analyse von Argumentationsmustern, Erfahrungen und Bedeutungszuschreibungen lassen sich Hypothesen und Modelle ableiten, die über den konkreten Untersuchungsrahmen hinaus Anwendung finden. Die Aussagekraft liegt somit in der Tiefe des Verständnisses und der Erklärungskraft der identifizierten Mechanismen, nicht in der statistischen Breite.

4 Das Erleben von Tschornobyl damals

4.1 Im Alltag

Die beiden älteren Generationen – also die Großeltern generation und die Elterngeneration – berichteten in den Gruppendiskussionen anschaulich von ihren Erinnerungen daran, welche Auswirkungen die Reaktorkatastrophe von Tschornobyl auf ihr alltägliches Leben hatte.

Im Mittelpunkt stand dabei in vielen der Diskussionen der Umgang mit Lebensmitteln. Es gab zu dem Zeitpunkt viele Bedenken und offizielle Empfehlungen zum Verzehr bestimmter Lebensmittel, wobei insbesondere Pilze den Teilnehmenden als gefährlich in Erinnerung blieben. Sie erinnerten sich, dass vom Sammeln von Pilzen im Wald aufgrund der Kontaminationsgefahr abgeraten wurde, oder auch vom Kauf von Pilzen aus Ländern, die näher an Tschornobyl liegen (z.B. Pfifferlinge aus der Ukraine). Die Sorge um kontaminierte Pilze hielt teilweise länger an und es war einigen unklar, inwieweit man sich auch heute noch Sorgen um kontaminierte Pilze machen muss.

„Wenn ich im Wald Pilze sammeln gehe, denk ich auch wieder dran.“ (Berlin GD2, ältere Generation, männlich)

„Heute darf man es, glaube ich, schon essen, aber damals durfte man irgendwie, ich glaube, keine Wildschweine, Pilze essen.“ (Nürnberg GD1, ältere Generation, männlich)

Neben Pilzen waren auch andere Lebensmittel betroffen. Lebensmittel, die neben Pilzen explizit genannt wurden, umfassten Beeren, Wildschweine, Weizen (aus der Ukraine) oder Salate. Es wurde auch von kontaminierten Milchprodukten, Güterwaggons mit Mehl oder ganzen Apfelernten berichtet, die entsorgt werden mussten.

Ältere Teilnehmende erinnerten sich, dass auch vom Verzehr von Obst und Gemüse aus dem eigenen Garten abgeraten, oder zumindest darauf hingewiesen wurde, dieses gründlich abzuwaschen. Ob das Abwaschen jedoch tatsächlich gegen radioaktive Strahlung half, bezweifelten einige Teilnehmende.

„Plötzlich darfst du das Zeug aus deinem Garten nicht mehr essen. [...] Das hat ja eine Zeit lang gedauert. Weiß ich nicht mehr so, ob das zwei Wochen waren oder was, bis erst einmal einer gesagt hat: „Moment einmal, das Gemüse im Garten, alles, was frei war, darf nicht mehr essen, weil da hat es jetzt einmal draufgeregnet. Und die Wolken sind runtergekommen.“ Und war blöde Situation, weil man nicht gewusst hat, wie geht es weiter?“ (Nürnberg GD1, ältere Generation, männlich)

In der ehemaligen DDR wurde berichtet, dass Personen ihre Ernte sogar einzukochen schienen, in der Hoffnung, so die Kontamination zu reduzieren. Dort berichtete eine Teilnehmerin aus Berlin auch, dass die Auswirkungen auf die Lebensmittelversorgung spürbar waren, da es plötzlich viel Obst und Gemüse in den Geschäften gab, das man sonst nicht hatte, aber aus Angst vor „nuklearer Verseuchung“ nicht kaufte. Es wurde spekuliert, dass diese Lebensmittel von der BRD aufgrund des radioaktiven Belastungsrisikos abgelehnt wurden und daraufhin in der DDR verkauft wurden.

„Selbst der Westen hat ja Ware, also aus Holland, nicht mehr angenommen, Obst und Gemüse. Das haben sie gleich weitergeleitet in DDR. Wir haben uns gewundert, dass wir so viele kriegen, ja, aber da haben die da hinten selbst also Westdeutsche, Angst gehabt, obwohl Holland noch ein Stückchen weiter ist. Aber die wollten das nicht haben.“ (Berlin GD2, ältere Generation, männlich)

Bereits beim Umgang mit Lebensmitteln manifestierte sich also die große Unsicherheit, die den Erinnerungsdiskurs zu Tschornobyl immer wieder durchzieht: Die Unsicherheit darüber, welche Lebensmittel noch sicher waren, führte dazu, dass Menschen auf bestimmte Produkte verzichteten – beispielsweise auf Honig aus Polen, der als verseucht galt. Selbst zu prüfen, welche Produkte kontaminiert waren, war schließlich nicht möglich. Die Frage, was man essen durfte und was nicht, bestimmte den Alltag. Die Frage nach Langzeitfolgen für die Gesundheit durch den Verzehr von kontaminierten Produkten beschäftigt einige Teilnehmende bis heute.

Die Sorge um Strahlung führte außerdem dazu, dass der Aufenthalt im Freien von Sorge geprägt war, insbesondere im Zusammenhang mit Regen und Wind. So wurde erinnert, dass man bei Regen nicht

draußen sein oder zumindest ein Regencape tragen sollte, da der Regen radioaktiv sein und an einem haften bleiben könne. Ob Regen und Wind radioaktive Partikel auch über weite Distanzen bis nach Deutschland tragen könnten, und woher der Wind im Moment wehte, war eine weitere Quelle der Unsicherheit.

„Ich glaube, die Themen waren da einfach, was darf man essen? Wie viel kann der Regen zu uns rüberregnen, kann der Wind so was überhaupt rüberwehen, solche völlig diffusen Fragen, ne?“ (Köln GD1, mittlere Generation, weiblich)

Außerdem mussten viele Menschen weiterhin im Freien arbeiten und sich aufzuhalten, auch ohne Schutzmaßnahmen, und konnten die Anweisungen zum Schutz nicht umsetzen. Dies führte zu einer allgemeinen Besorgnis, wie riskant der Aufenthalt im Freien wohl war.

Konkrete Einschränkungen im Alltag gab es beispielsweise beim Besuch von Freibädern, die aus Angst vor Kontamination gesperrt wurden, wie eine Person aus Köln erinnerte. Auch das Baden in Flüssen oder das Spielen im Sand wurde vermieden, da sich dort radioaktive Stoffe ablagern konnten. Besonders der Wald stand im Fokus: Spaziergänge dort sollten vermieden werden. Im Schulsport durften Aschebahnen nicht benutzt oder Weitsprung nicht gemacht werden. Sogar geplante Wandertage fielen aus, wie eine Teilnehmerin aus Nürnberg, die damals Kind war, berichtete. Eine befragte Person erinnerte sich an das Auffinden toter Vögel, was damals auf die Radioaktivität zurückgeführt wurde. Auch die Empfehlung, Jodtabletten zur Vorsorge zu nehmen, ist einer Teilnehmerin aus Nürnberg, die damals Kind war, noch in Erinnerung.

„Und die Lehrer waren halt wirklich sehr übervorsichtig und ich glaube, wir sind dann auch gar nicht zum Wandertag gegangen beispielsweise, der im Frühsummer halt immer so anstand. Ja, und man wusste einfach nicht, wie geht es weiter. Und man hat eigentlich schon so gespürt, auch als Kind, dass man halt in einer sehr unsicheren Zeit lebt.“ (Nürnberg GD2, mittlere Generation, weiblich)

Neben diesen konkreten Auswirkungen auf den Alltag war das Thema Tschornobyl selbstverständlich in Familie, Schule und Arbeit präsent. Hier lohnt es sich, zwischen der Kommunikation im sozialen Umfeld in der ehemaligen DDR und BRD zu unterscheiden.

In der BRD tauchte Tschornobyl recht häufig in Gesprächen mit Freunden und Familien auf, man informierte sich über neueste Entwicklungen und besprach die Folgen aus dem Unglück. Dies führte teilweise zu einer bedrückten Stimmung – insbesondere vor Kindern wurden in einigen Familien die detaillierten Folgen des Unglücks nicht diskutiert, um sie womöglich zu schützen. Der Vater einer Teilnehmerin aus Köln, die damals Kind war, war Journalist und sie hatte eine besonders umweltbewusste Nachbarin, weshalb in ihrem Haushalt viel über Tschornobyl besprochen wurde. Sie berichtete, dass die Diskussionen von Angst und Skepsis gegenüber dem Informationsfluss aus dem Ostblock geprägt waren. Man war sich nicht sicher, was man glauben dürfe.

„Weil mein Vater Journalist war, [...] Meine Eltern waren wahrscheinlich mehr als andere [...] über dieses Thema [informiert], auch meine Freunde waren sehr interessiert. Ich weiß, wir hatten im Haus auch eine extrem umweltbewusste Nachbarin [...] Ich glaube, was halt auch so ein Angstaspekt war, so diese ganze, ne, das ganze Ostblockding, dass man halt das Gefühl hatte, wir kriegen hier auch nicht die vollen Nachrichten. Das hast du ja auch impliziert, dass man auch nicht weiß, wie ist das mit der Berichterstattung? Was darf man überhaupt glauben? Was wird da unterdrückt? Stimmen diese Zahlen wirklich in der Form, wie wir sie in den deutschen Nachrichten hier kriegen und so. Ich glaube, das war einfach ein zusätzlicher Angstfaktor. Auch so dieses Ding, dass man das Gefühl hatte, die Erwachsenen wollen da beschwichtigen: ‚Es ist alles gut.‘ Aber wussten es eigentlich auch selber gar nicht, ne?“ (Köln GD1, mittlere Generation, weiblich)

Auch in der DDR war das Reaktorunglück ein bestimmendes Gesprächsthema in der Familie oder dem Freundeskreis – es sei überall präsent gewesen, ob beim Stammtisch oder mit Kolleg*innen. Man tauschte sich darüber aus, was wohl noch erlaubt sei und welche Konsequenzen das Unglück hatte. Jedoch waren in der DDR die Informationen noch spärlicher und auch die Gespräche konnten nicht an allen Stellen so offen geführt werden, wie das im Westen der Fall war. Einige Teilnehmende aus der ehemaligen DDR

berichteten, dass das Thema Tschornobyl aus den Diskussionen recht schnell wieder verschwand, weil es kaum offizielle Informationen dazu, z.B. über die Medien, gab. Ein Teilnehmer aus Berlin berichtete, dass sein Bruder, der in Westdeutschland lebte und zu der Zeit die Familie besuchte, die Familie über die Gefahren informierte.

Auch außerhalb der Familie war Tschornobyl in beiden Ländern durchaus ein Thema, wenn auch in unterschiedlicher Intensität. In der Schule wurde das Thema meist besprochen, am Arbeitsplatz wurde sich ebenfalls ausgetauscht. Tiefer behandelt wurde das Thema jedoch in beiden Ländern nicht, insbesondere in der DDR wurde das Thema am Arbeitsplatz eher vermieden. Eine Teilnehmerin aus Leipzig erinnerte sich auch an Gespräche im Kindergarten, bei dem die Erzieherinnen mit Kindern über das Unglück und die richtigen Verhaltensweisen sprachen.

„T: Also, ich kann mich auch im Kindergarten erinnern, dass die Erzieher darüber gesprochen haben, mit uns Kindern. Daher weiß ich das noch, die Worte der Erzieherin in dem Kindergarten. [...] Das war für uns Kinder ziemlich interessant. I: Wissen Sie noch, was da gesagt wurde? [...] T: Dass man das abwaschen muss, das haben wir als Kinder eigentlich nicht gemacht. [...] Und wenn wir raus wollten.“ (Leipzig GD1, mittlere Generation, weiblich)

In manchen Gruppen, sowohl in West-, besonders aber auch in Ostdeutschland, wurde der Einfluss auf den Alltag durch das Reaktorunglück jedoch als gering wahrgenommen. Die Teilnehmenden nahmen das Ereignis zwar zur Kenntnis, aber führten ihren Alltag so weiter wie bisher. Allzu intensive Gespräche führten sie nicht und obwohl auch sie sich an ein Angstgefühl erinnerten, blieb dies abstrakt und führte nicht zu konkreten Einschränkungen – im Gegensatz zur Covid-19-Pandemie, zu der an dieser Stelle eine Parallele gezogen wurde. Das Ausmaß sei vielen nicht bewusst gewesen, wie eine Teilnehmerin aus Leipzig erinnert.

„Nee, im Alltag jetzt nicht. Ich denke mal, das hat sich auch schnell wieder eingepiegelt, weil die Leute eigentlich dann nicht dieses Ausmaß einfach nicht begriffen haben, glaube ich, was das eigentlich ist. Heute weiß jedes Kind, was Atomkraft anrichten kann.“ (Leipzig GD1, ältere Generation, weiblich)

In Köln wurde das Problem der kontaminierten Pilze in Bayern verortet und war daher weit weg – weshalb teilweise die Vermutung geäußert wurde, dass die Betroffenheit sich regional unterschied und in ländlichen Gebieten größer gewesen sein könne als selbst in bayrischen Städten wie Nürnberg.

In der ehemaligen DDR wurde dieses Gefühl, dass der Alltag und der gesellschaftliche Diskurs unverändert blieb, auch auf eine Medienlandschaft zurückgeführt, wo Diskussionen über das Thema vermieden wurden und Informationen nur begrenzt verfügbar waren (s. auch nächstes Kapitel). Die Auswirkungen der Reaktorkatastrophe wurden dort im Fernsehen nicht so drastisch dargestellt wie im West-Fernsehen, zu dem manche Teilnehmende aus dem Osten auch Zugang hatten.

4.2 Im gesellschaftlichen Umfeld und auf der Gefühlsebene

In beiden Ländern war die interpersonale Kommunikation, wie oben beschrieben, von Angst geprägt. Die Gespräche im privaten Umfeld fanden im Rahmen einer allgemeinen bedrohlichen gesellschaftlichen Stimmung statt. Die 1980er-Jahre wurden als eine Zeit im Umbruch wahrgenommen, in die sich die Reaktorkatastrophe einfügte, da sie zum allgemeinen Unsicherheitsgefühl beitrug. Dies schlug sich auch in kulturellen Ausdrucksformen nieder, beispielsweise in der Popmusik, wie eine Teilnehmerin aus Berlin sich erinnerte. Die heile Welt der Nachkriegszeit war zu Ende und diese düstere Grundstimmung wurde durch das Reaktorunglück in der Erinnerung vieler Teilnehmender nur verstärkt. Eine Person bezeichnete dies gar als „Grundhysterie“, in die sich die Katastrophe einfügte.

„Also jetzt diese Unsicherheit einfach, weil man eben nicht genau wusste, was ist nächstes Jahr oder so, ne? Man hat halt nicht so, wie soll ich sagen, optimistisch in die Zukunft geblickt, sondern es war halt alles eher so düster. Das ist so das, was mir da immer einfällt. Auch allgemein, so in der Bevölkerung oder in der Gesellschaft war jetzt nicht irgendwie so ein Optimismus, allein auch schon

politisch. Und dann kam noch dieses mit dem Reaktor dazu.“ (Nürnberg GD2, mittlere Generation, weiblich)

„Also ich kann mich auf jeden Fall so an diese so Grundhysterie erinnern, die so ... Und man muss sich ja vorstellen, es war ja kein Internet.“ (Köln GD1, mittlere Generation, weiblich)

Angst und Unsicherheit waren somit die beiden Gefühle, die in den Gruppendiskussionen mit Abstand am häufigsten geäußert wurden. Direkt zum Zeitpunkt des Ereignisses beschrieben viele Teilnehmende einen Schockmoment, der sich dann schnell zu Unsicherheit über die Auswirkungen auch in der eigenen Nähe entwickelte. Angst und Unsicherheit waren also stets eng verbunden: Die Situation war so beängstigend, weil man nicht genau wusste, was passiert war, was dies bedeutete und welche Konsequenzen dies haben würde. Eine Teilnehmerin aus Köln beschrieb diese Angst als „komische, latente, diffuse Angst“:

„Und dieses Nichtverstehen oder dass halt auch keiner etwas weiß. [...] Die haben es nicht verstanden. Man selber hat es nicht verstanden. Da war einfach so eine komische, latente, diffuse Angst.“ (Köln GD1, mittlere Generation, weiblich)

Radioaktive Strahlung ist abstrakt, nicht greifbar – das führte in der Erinnerung eines Teilnehmers aus Nürnberg zu einem diffusen Angstgefühl. Auch das Sterben war nicht dramatisch, wie in einem Actionfilm, wie an anderer Stelle festgestellt.

„Du siehst es nicht, du schmeckst es nicht, du riechst es nicht. Also ist es unheimlich.“ (Nürnberg GD1, ältere Generation, männlich)

Dass irgendetwas Gefährliches passiert war, war den meisten – auch den Kindern – klar. Besonders einige Teilnehmende, die damals Kinder waren, waren damals überfordert von dem Einbruch der Katastrophe in ihre Welt.

„Das ist für ein Kind auch besonders schwierig, weil ein Kind möchte in einer heilen Welt leben. Das hat mit seiner eigenen Entwicklung genügend zu tun und hat vielleicht, wenn es Glück hat, ein einigermaßen behütetes Elternhaus und Freunde, das Umfeld und so. Und wenn so was da reinkommt, das ist für ein Kind gar nicht fassbar [...]. Aber bei dem Thema, werden sie ja selber merken, dass Vater und Mutter da nicht mit umgehen können. Das steckt bei mir voll durch. [...] Da ist ja das Sicherheitsgefühl völlig kaputt bestimmt.“ (Köln GD1, ältere Generation, männlich)

Es gab jedoch auch ganz konkrete Dinge, vor denen die Teilnehmenden damals Angst hatten. So stand die Angst vor gesundheitlichen Schäden, beispielsweise Krebs oder Missbildungen im Vordergrund – sowohl für sich selbst als auch in Bezug auf Kinder und zukünftige Generationen. Ein Teilnehmer aus Leipzig berichtete, dass er in diesem Zusammenhang beispielsweise das erste Mal von Krebs gehört habe. Wie oben beschrieben drückte sich dies u.a. in der Angst vor kontaminierten Lebensmitteln, Wasser und Luft aus. Jedoch tauchte auch hier die Angst im Tandem mit der Unsicherheit auf, weil vielen nicht klar war, wie sie Kontaminierung erkennen konnten und welche gesundheitlichen Konsequenzen kontaminierte Lebensmittel hatten. Eine Teilnehmerin aus Berlin war schwanger und auch andere vermuteten, dass Schwangere besonders von dieser Angst betroffen waren.

„Und insofern habe ich natürlich nichts von den Dingen, die da auf einmal alle in unseren Geschäften waren, gegessen, weil ich gedacht habe, na ja, wenn die das nicht abnehmen im Westen, und wir kriegen das jetzt hier, wir wissen, ob das nicht irgendwas mit mir oder mit meinem Kind im Bauch macht. Also das fand ich schon ziemlich krass.“ (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich)

Eine Teilnehmerin aus Nürnberg, die damals Kind war, erinnerte sich an eine Klassenkameradin, deren Mutter wieder schwanger war und sich große Sorgen um das ungeborene Kind machte. Die damals schwangere Teilnehmerin aus Berlin berichtete, dass diese Angst vor Verstrahlung der Tochter sie lange begleitet hat und sie noch lange nach Schäden suchte. Auch eine andere Mutter aus Nürnberg erinnerte sich an solche Gedanken.

„Aber wenn ich meine Tochter mir angucke, die ist kerngesund. Die rennt Marathon-Rennen und was weiß ich. Obwohl ich wirklich bei mir selbst manchmal gemerkt habe, dass ich sie so unter dem

Aspekt Tschornobyl manchmal angeguckt habe, hat sie jetzt irgendeinen Schaden davon getragen. Ist da irgendwas, könnte da was sein? Aber ist nicht. Und alles gut, aber kurzzeitig. Manchmal kam so was, kann ich mich erinnern. I.: Wann kam Ihnen dieser Gedanke? A.: Immer mal wieder also kam immer mal wieder kam, als sie kleiner war mal. Aber sie war immer gesund, also da war nichts. Aber ich hab mich dann manchmal so gefragt, kommt da jetzt noch der große Supergau, vielleicht hat sie doch irgendwas abgekriegt oder hat irgendwas Falsches gegessen mit was verstrahlt war. Also war manchmal da, aber nur kurz. Nicht doll.“ (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich))

Gleichzeitig hatten viele Teilnehmende Angst vor einer Wiederholung eines solchen Unglücks – bis heute. Es sei schon zweimal passiert, wie eine jüngere Teilnehmerin aus Köln anmerkte, warum solle es also nicht noch einmal passieren? In diesem Kontext wurde in einer Berliner Gruppe das ukrainische Kraftwerk Saporischschja diskutiert. Diese Angst vor Wiederholung wird durch ein Gefühl der Machtlosigkeit verstärkt, da man das Geschehen selbst nicht beeinflussen konnte und kann. Ohnmacht war dementsprechend ein Gefühl, das in den Diskussionen mehrfach geäußert wurde. Während einer Katastrophe sei nichts mehr zu machen, man könne selbst nicht mehr reagieren. Auch politischen Einfluss nahmen die Teilnehmenden für sich nicht wahr, da sie selbst bei einem Atomausstieg in Deutschland die Atompolitik in Nachbarländern wie Frankreich und Belgien nicht beeinflussen können. Die Ohnmacht verstärkte für manche in diesem Zusammenhang, wie oben angemerkt, die Unkontrollierbarkeit von Strahlung, gegen die man sich nie vollständig isolieren kann.

„Ich finde auch diese Machtlosigkeit irgendwie schlimm, weil man kann ja auch nicht sagen: „Okay, wir leben hier in einer Demokratie und mein Wahlverhalten kann auch Politik beeinflussen. Ich kann Parteien wählen, die nicht für Kernkraft sind.“ Aber wir sind hier in NRW sehr zentral und recht nah an Frankreich und Belgien. Die haben viel mehr Laissez-faire, was, Atomkraft anbelangt. Da kann es vielleicht egal sein, wenn ich Grün oder sonst was gewählt habe, wenn dort überall diese Kernkraftwerke hochgehen. Das ist schon beängstigend.“ (Köln GD1, mittlere Generation, weiblich)

Wenig überraschend manifestierte sich diese von Angst, Unsicherheit und Ohnmacht geprägte gesellschaftliche Stimmung in Ost- und Westdeutschland unterschiedlich im öffentlichen Leben. Im Westen berichteten die Teilnehmenden von öffentlichen Protesten im Zuge der Anti-Atomkraft-Bewegung, während es in der DDR in den Erinnerungen der ostdeutschen Teilnehmenden untersagt war, die Atompolitik öffentlich zu kritisieren oder sich an Protesten zu beteiligen. Wie ein Berliner Teilnehmer berichtete, wurde im Osten propagiert, dass die Westmedien Panik schürten und man nicht auf sie hören solle. In Betrieben und durch Medien wurden die Menschen kontrolliert, die Meinungsfreiheit war stark eingeschränkt. In Versammlungen wurde die offizielle Linie kommuniziert und danach wurde das Thema klein gehalten. Bei manchen verstärkte dieser Informationsmangel die oben beschrieben Angst sogar noch. Er führte dazu, dass die Bevölkerung sich unsicher war, wie das Ereignis einzuordnen sei und die Gerüchteküche brodelte, wie es in beiden Leipziger Gruppen und in einer Berliner Gruppe berichtet wurde. Spärliche und widersprüchliche Informationen aus Russland im Kontrast zu Messungen aus westlichen Ländern trugen zur Verunsicherung bei.

„Wo das passiert ist, da gab es ja auch so Gruppen in der DDR, die sich da so bisschen Aktionen gemacht haben und so. Ja, aber wir durften ja dann nicht ... Es wurde ja gesagt: „Nicht in die Innenstadt gehen.“ So, und sich davon weghalten. Da wurden ja ... In Betrieben wurden ja dann direkt Versammlungen gemacht und da wurde dann ... Da wurde das gesagt. Es sollte jeder auf dem kürzesten Weg nach Hause gehen, genauso wie damals zur Demo. [lacht] [...] Wir hatten früh, mussten wir eine Stunde eher da sein, und da wurde dann mit uns gesprochen. Alle möglichen Themen, und unter eben das auch mit. Und dass eben solche vom Westen gesteuerte Gruppen sich hier Na, nicht gewollt, ich weiß nicht, wie die sich ausgedrückt haben. Also wir sollten auf dem kürzesten Weg nach Hause gehen und sollten uns nicht unterwegs von jemandem anreden, ansprechen [lassen].“ (Leipzig GD2, ältere Generation, weiblich)

Angst blieb auch in den Jahren und Jahrzehnten nach der Reaktorkatastrophe ein bestimmendes Gefühl. Wie ein Leipziger Teilnehmer sagte, sei ihm noch heute unklar, inwieweit Kontamination noch ein Problem sei. Filme und Dokumentation rührten wieder an diese Gefühle – ein Teilnehmer aus Berlin berichtete gar,

dass er erst nach der Wende im Zuge einer Dokumentation, die umfassende Informationen über Tschornobyl zeigte, eine Art Schockmoment hatte. Auch nachfolgende Generationen, die damals noch nicht geboren waren, dachten sofort an Angst, wenn sie sich die damalige Reaktion auf das Reaktorunglück vorstellten. Die Unsicherheit erstreckte sich über das Unglück von Tschornobyl heraus. Bei manchen weitete sie sich auf die gesamte Atomkraft-Thematik aus, wie eine Person aus Köln beschreibt.

„Ich weiß nicht, was wir dann mit diesem ganzen Atommüll machen und wer das entscheidet und was da noch auf uns zukommt. Das ist einfach so was Großes, so was Gefährliches. Und ich weiß das auch gar nicht. Also ich könnt jetzt gar nicht sagen, wo was steht und was das kostet, dass es da gelagert wird. Und immer überall ist ... Hier gibt es einen Tsunami und da gibt es ein Erdbeben und jetzt aktuell wieder die Türkei. Das ist so erschreckend.“ (Köln GD2, mittlere Generation, weiblich)

Um mit dieser Angst umzugehen, entwickelten ein paar Teilnehmende Strategien zur Bewältigung und Selbstwirksamkeit. So wurde beispielsweise die Hoffnung in den Vordergrund gestellt, trotz allem verschont zu bleiben. Auch das Lesen von Nachrichten und die aktive Informationssuche half einem Teilnehmer aus Köln, um mehr Wissen zu sammeln und sich dadurch zu beruhigen. So beschreibt eine Teilnehmerin aus Berlin die Szenarien und Schutzmaßnahmen, die damals im Falle eines Atomunfalls präsentiert wurden, die sie als prägend empfand.

Wie am Ende des letzten Kapitels beschrieben, berichteten einige jedoch von wenigen Auswirkungen auf den Alltag und andere Teilnehmenden erinnerten sich zumindest daran, dass nach einer Phase der Aufregung schnell wieder die Alltagsprobleme im Vordergrund standen.

So ist auch wenig überraschend, dass auch Unbekümmertheit und Verdrängung in den Gesprächen eine beliebte Bewältigungsstrategie war. Das oben beschriebene Gefühl, dass die Katastrophe weit weg sei und einen selbst nicht betreffe, führte dazu, dass manche sie als etwas betrachteten, das nur andere etwas angehe. Auch eine gewisse Hoffnung, dass die Informationen über die Schwere der Lage übertrieben waren, spielte hier mit hinein, wie ein jüngerer Teilnehmer aus Köln beschreibt.

„Dann habe ich mich mit meiner Mutter darüber unterhalten [...] Und meine Mutter war nur so: „Ja, die haben völlig übertrieben, damals.“ Also sie meinte natürlich, das Unglück war schlimm. [...] Die da gewohnt haben, die da reinlaufen mussten, die sind ja dann kurz darauf gestorben. [...] Aber sie meinte, natürlich war das schon irgendwie wohl alles übertrieben. [...] Aber es ist halt auch, glaube ich, darauf zurückzuführen, dass man es nicht damals besser wusste. Und sich dementsprechend auch nicht damit befasst hat. Das waren so die Sachen, die ich da mitbekommen habe.“ (Köln GD2, jüngere Generation, weiblich)

Während für einige die Unsicherheit zu einer großen Angst führte, löste sie also für andere eher Verdrängung aus. Das mangelnde Wissen und technische Verständnis, was passiert war und wie sich die Strahlung auswirken könnte, führte bei einigen Teilnehmenden dazu, dass sie sich nicht so intensiv mit dem Reaktorunglück befassten. Zudem hatten einige das Gefühl, es hätte damals andere, drängendere Probleme gegeben, die Aufmerksamkeit gebunden hatten.

„Das hat mich nicht interessiert. Ich war in der DDR. Ich hatte ein kleines Kind gekriegt, ich hab ein Baby gehabt, ich musste irgendwie kiecken, wie ich klarkomme mit allem. Ich hatte jetzt andere Themen. Also das war irgendwie überhaupt nicht wichtig so.“ (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich)

Die Strahlenbelastung war schließlich nicht im Alltag sichtbar: es gab keine Veränderungen am Himmel, man roch nichts und konnte die Gefahr nicht anfassen. So verschwand das Thema Tschornobyl bei manchen wieder schnell. Die Pilze wurden dann bald wieder gegessen. Auch in der Medienberichterstattung wurde eine gewisse Sorglosigkeit von manchen Teilnehmenden festgestellt: Irgendwann verschwand das Thema wieder aus den Nachrichten, die auch damals nicht so allgegenwärtig gewesen seien wie heute.

„Wie Sie schon sagten, man kann das jetzt nicht anfassen. Man hat den Himmel nicht verändert gesehen und man hat es nicht gerochen. Und demzufolge, was weiß ich, wann das war, dann kommt der Sommer und dann ist man wieder seinen alltäglichen Dingen nachgegangen. Und da war

es dann auch raus aus dem Radio, raus aus den Medien. Ja, und dann war es weg.“ (Leipzig GD2, mittlere Generation, männlich)

Verdrängung kann aber auch als Bewältigungsmechanismus, mit einer Bedrohung umzugehen, verstanden werden. Der Alltag musste schließlich weitergehen und so wandten sich einige bewusst von beängstigenden Aspekten ab. Eine Altenpflegerin aus Nürnberg merkte an, dass ihrer Erfahrung nach die Älteren auch nicht unbedingt an negative Ereignisse wie Tschornobyl erinnert werden möchten. Das Thema rückte also vor dem Hintergrund der Alltagsprobleme schnell in den Hintergrund, man habe nur eine gewisse Kapazität an Empathie, wie eine Teilnehmerin aus Köln sagte. Irgendwann war das Thema auch Stoff für Witze, wie sie weiter erzählte.

„Man hat sich dann irgendwann [...] ich glaube, es kompensiert mit Witzen drüber und so, ne, als Kinder. Und ja, irgendwann war es verdrängt. Aber eigentlich komisch, wenn ich jetzt darüber nachdenke oder so die Sachen, die seitdem passiert sind, es ist eigentlich schrecklich, dass man da schon nahe ist, sowas zu verdrängen, ne?“ (Köln GD1, mittlere Generation, weiblich)

„Also in die Zukunft denkt man positiv trotzdem, ja uns wird's ja vielleicht nicht erwischen. Man gönnt es ja keinem, ist ja klar, aber man denkt an sich und sagt: Naja, bei uns sind sie ja weg, die Dinger.“ (Berlin, GD 2, ältere Generation, männlich)

4.3 In den Medien

Viele Teilnehmende verglichen die damalige Medienberichterstattung mit der heutigen Situation. In den 1980er Jahren waren Nachrichten in der BRD und DDR weniger allgegenwärtig als heute; das Fernsehen, insbesondere Sendungen wie die „Aktuelle Kamera“ oder die „Tagesschau“, sowie das Radio und Tageszeitungen waren die wichtigsten Informationsquellen. Die Berichterstattung erfolgte weniger ausführlich und häufig als heute, und Möglichkeiten zur eigenständigen Recherche waren begrenzt. Die meisten Menschen nahmen Informationen passiv auf, etwa über Fernsehsender.

„Aber das haben wir so nicht zu der Zeit mitgekriegt. An dem Tag oder in den nächsten Wochen. Ja, das ist ja nachher Stück für Stück rausgekommen und wie gesagt, alles über Westmedien, nie über die DDR-Medien“. (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich)

„T1: Da war eine ganz andere Medienlandschaft, vor 40 Jahren. Da hast du Fernsehen geschaut, um 8:00 Uhr die Nachrichten. Bumm. [...] Oder Zeitung lesen. [...] Radio, Zeitung, Fernsehen, dann war es aus. Woanders hast du nichts erfahren. T2: Ja, und beim Stammtisch halt, ne? T1: Ja, mit dem Kollegen halt. Überall: „Hast du die Nachrichten gesehen?“ [...] Und es hat praktisch ja drei Fernsehsender gegeben. Erstes, Zweites, Dritttes.“ (Nürnberg GD1, T1 = ältere Generation, männlich, T2 = mittlere Generation, männlich)

In der BRD spielten die 20-Uhr-Nachrichten eine zentrale Rolle, in denen man die aktuellen Themen des Tages verfolgte. Das Thema Tschornobyl prägte für eine gewisse Zeit die Berichterstattung, neue Erkenntnisse wurden präsentiert und Sondersendungen ausgestrahlt. Nach einigen Wochen verschwand das Thema jedoch aus dem Alltag. Einige Teilnehmende vermuteten, dass dies dazu diente, die Bevölkerung nicht unnötig zu beunruhigen. In den Kölner Gruppen wurde kritisch angemerkt, dass selbst seriöse Medien wie die Tagesschau politischen Einflüssen unterlegen sein könnten und der Bevölkerung nicht die volle Wahrheit berichtet haben. Die Forderung nach faktenbasierter Berichterstattung und Zurückhaltung bei Interpretationen wurde betont.

„Wenn man praktisch da die Tagesschau eingeschalten hat oder früh Radio. Das Erste war es dann ... Aber das war nach fünf Minuten erledigt. Wo ich denke, dass man die Leute nicht unnötig in Aufruhr bringt und dass man die nicht beunruhigt. Und dann wurde ein ganz anderes Thema besprochen. Aber wie gesagt, nach ein paar Wochen war das eigentlich vom Bildschirm weg. Und dann kamen eben halt andere. Also wie die M. schon sagte, mal zum Jahrestag oder zu irgendwelchen Ereignissen wird es dann mal wieder aufgefrischt, aber nur kurz, nicht ausführlich oder so.“ (Nürnberg GD2, ältere Generation, weiblich)

Die Teilnehmenden erinnern sich gut an die in den Medien behandelten Themen. In der BRD wurde die Katastrophe als solche benannt, über Todesopfer und Schäden am Atomkraftwerk berichtet und Bilder der Löscharbeiten sowie der Evakuierung und Hilfsaktionen gezeigt. Eine ältere Person aus Köln erinnerte sich beispielsweise an Hubschrauber, die den Reaktor mit Beton abdichteten und verlassene Geisterstädte.

„Diese Hubschrauber weiß ich noch, die da den Beton da abgelassen haben, ihn in diesen Reaktor zu kippen, sozusagen. Das sind halt Bilder, die ich in Erinnerung habe. Danach die Bilder von der verlassenen Gegend, wo die Städte evakuiert wurden, Geisterstädte in der Umgebung. Das sind die konkreten Bilder, die ich vor Augen habe.“ (Köln GD2, ältere Generation, männlich)

In Westdeutschland lag ein weiterer Fokus in den Medien auf der Konsequenz des Ereignisses für die deutsche Bevölkerung. Die Windrichtung und die potenzielle Ausbreitung der Radioaktivität wurden häufig thematisiert, unterstützt durch Landkarten zur Ausbreitung der Strahlung und Informationen von Gesundheits- oder technischen Ämtern. Empfehlungen zu korrekten Verhaltensweisen zum Schutz vor Strahlung, etwa beim Pilzesammeln oder beim Verzehr bestimmter Lebensmittel, wurden kommuniziert. Auch das Thema Kernenergie allgemein wurde diskutiert: Damals wurde Atomkraft noch als Energie der Zukunft gesehen. So beeilten sich die Politik und damit auch die Medien in der Erinnerung der Teilnehmenden zuzusichern, dass die deutschen Atomkraftwerke sicher seien und ein solches Unglück dort nicht passieren könne. Erstmals sei jedoch das Bewusstsein der Gefährlichkeit dieser Art der Energiegewinnung im öffentlichen Diskurs gestiegen, wie ein Teilnehmer aus Köln berichtete.

„Dann haben sie irgendwann einmal wieder gezeigt, was die Russen halt freigegeben haben, wie das in dem Kraftwerk ausschaut. Und die haben natürlich Bilder gezeigt, wo die Feuerwehr, die Leute arbeiten, die bauen jetzt einen zweiten Deckel drüber und so. [...] Und das hast du in den Nachrichten gesehen, Landkarten, wie geht der Wind? Die Leute wollten wissen, das Zeug kommt mit dem Wind rüber, diese Strahlung, wo geht der Wind hin? [...] Das war das große Thema damals. Wo geht der Wind hin? Wo geht die Strahlung hin? Wie schaut es in den anderen Ländern aus?“ (Nürnberg GD1, ältere Generation, männlich)

„Ja, ich habe es im Radio oder Fernsehen gesehen und dann ist es ja ständig wiederholt worden, und immer wieder mit neuen Erkenntnissen [...]. Eindrücke, einfach nur entsetzt, wie hilflos die Gesellschaft gegen solche Dinge ist, über die man vorher eigentlich gar nicht geredet hat. Über die Kernenergie, so als die Energie der Zukunft propagiert, ne, und dass das Ganze auch Umweltbedenken auslösen kann.“ (Köln GD1, ältere Generation, männlich)

Trotz der Berichterstattung blieben viele Fragen offen. Die Teilnehmenden fühlten sich im Vergleich zu heutigen Standards unzureichend informiert, insbesondere über die tatsächliche Gefährlichkeit der Situation und die langfristigen Folgen der Strahlenbelastung. Beispielsweise fehlten Zahlen zur Sterblichkeitsrate oder zum Anstieg von Krankheiten nach dem Unglück. Manche interessierte auch insbesondere die Konsequenzen für Schwangere und Kinder, wozu damals noch wenige Informationen zur Verfügung standen. Unklar war vielen außerdem, wie weit die Strahlung reichte.

„Die Frage, wie gefährlich das tatsächlich für jeden Einzelnen ist, ne, das ist ja bis heute sozusagen nicht hundertprozentig zu sagen. Also ich habe auch keine Zahlen irgendwie mal gelesen, dass deshalb die Sterblichkeit in Deutschland in den paar Jahren danach, der Krankheitsgrad stärker gestiegen ist als vorher oder auch nicht.“ (Köln GD2, ältere Generation, männlich)

In der DDR war die Informationspolitik noch einmal restriktiver. Die Medien hielten das Thema weitgehend unter Verschluss, und viele Befragte bezogen ihre Informationen aus dem Westfernsehen. Die Berichterstattung in der „Aktuellen Kamera“ diente vor allem dazu, gegenüber dem Westen nicht zurückzustehen, während westliche Berichte als übertrieben dargestellt wurden. Die Teilnehmenden aus der DDR erinnerten sich daher an ein Gefühl der Verwirrung, welchen Informationen sie denn nun glauben sollten. Entsprechend groß war das Misstrauen gegenüber der offiziellen Berichterstattung, insbesondere der Aktuellen Kamera. Dies führte dazu, dass man sich am Ende doch eher an den westlichen Nachrichten orientierte, um ein vollständiges Bild zu bekommen.

„Aber das haben wir so nicht zu der Zeit mitgekriegt. An dem Tag oder in den nächsten Wochen. Ja, das ist ja nachher Stück für Stück rausgekommen und wie gesagt, alles über Westmedien, nie über die DDR-Medien.“ (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich)

„Manche haben kein Westfernsehen gehabt, die hatten den Ostfunk und da war das so, nee, keine Lappalie, aber das war nicht so schlimm, wie der Westen das gebracht hat. Und du wusstest nicht ... Und auch der Westen war ja der Böse gewesen. Die haben ja immer alles so aufgebäumt. Und da wussten Sie nicht, haben die nur recht? Oder die jetzt recht? Und da war dann immer Mischmasch gewesen.“ (Leipzig GD2, ältere Generation, weiblich)

Auch im Osten ebbte die Aufmerksamkeit in den Medien schnell wieder ab. Eine Teilnehmerin aus der ehemaligen DDR stellte infrage, ob damals tatsächlich das Ausmaß der Katastrophe richtig erfasst wurde. Womöglich sollte die Bevölkerung nicht zu sehr beunruhigt werden, wie eine Person vermutete. Ein jüngerer Teilnehmer aus Berlin zeigte sich gar überrascht, wie wenig die ältere Generation von einem solch gravierenden Ereignis mitbekommen habe.

„Ja, da war ich, glaube ich, noch ein bisschen zu klein, um das so richtig mitzubekommen. Aber also ich find krass, dass man davon eigentlich so, also ihr jetzt halt so wenig eigentlich mitbekommen habt, obwohl das so ein krasses Ereignis war.“ (Berlin GD2, jüngere Generation, männlich)

Entsprechend der Kürze, mit der das Thema in der DDR behandelt wurde, war die Themenvielfalt in den dortigen Medien auch deutlich eingeschränkter. Über das Ausmaß der Katastrophe, den Umgang damit in der Sowjetunion und die tatsächliche Verseuchung wurde wenig berichtet. Die Situation vor Ort wurde so dargestellt, dass an der Behebung des Problems gearbeitet würde und bald alles wieder in Ordnung sei. Die Teilnehmenden aus der ehemaligen DDR hatten eher den Eindruck, dass die ostdeutsche Berichterstattung die Gefahren herunterspielte und die Situation beschönigte, womöglich um die Bevölkerung zu beruhigen. Informationen über Todesfälle und Missbildungen gab es nur im Westfernsehen. Die DDR-Kommunikation folgte der Linie, dass „etwas passiert sei“ und informierte durchaus über empfohlene Verhaltensweisen beim Pilzesammeln oder bei Waldspaziergängen, thematisierte aber keine weiteren Auswirkungen auf die Bevölkerung.

„Dass da eine Reaktorkatastrophe war. [...] Dass Radioaktivität ausgetreten ist, aber in ganz geringem Maße. [...] Die nicht schädlich ist, also schon gar nicht für uns, daran kann ich mich noch erinnern und dass da auch Menschen zu Schaden gekommen sind, [...] aber sie haben alles im Griff.“ (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich)

„Die haben berichtet, aber ins Gute sozusagen. Dass da noch hinterher, Jahre, ein Haufen Menschen umgekommen sind und verstümmelt worden sind... Oder die Neugeborenen dann. Das hast du nur im Westfernsehen gesehen.“ (Leipzig GD2, ältere Generation, männlich)

Wenig überraschend blieben im Osten daher auch viel mehr Fragen offen. Einerseits zweifelten die Teilnehmenden die offiziellen Zahlen, z.B. der Todesopfer, an. Andererseits entstand das Gefühl, dass die Bevölkerung im Allgemeinen nicht vollständig über die Gefahren der Atomenergie und das Ausmaß der Katastrophe informiert wurde. Viele der Teilnehmenden aus der ehemaligen DDR hätten sich mehr Informationen zu den Auswirkungen der Strahlung und möglichen Folgephänomenen, insbesondere bei Kindern, gewünscht.

„Weil die meisten wussten ja auch gar nicht, wie weit geht jetzt die Strahlung? Bis wohin fliegt es? Was können die Wolken jetzt anhand von dem Regen oder was dann runterfällt, wie weit ist das tragbar?“ (Leipzig GD2, mittlere Generation, männlich)

4.4 In der Politik

Auch die politischen Reaktionen, an die sich die Teilnehmenden erinnerten, unterschieden sich stark zwischen der DDR und der BRD und waren vom Konflikt zwischen Ost und West durchzogen.

Politische Reaktionen in der BRD

In der BRD herrschte die Ansicht, ein solcher Unfall könne nur in veralteten sowjetischen Anlagen passieren, nicht aber in modernen westlichen Kernkraftwerken. Eine Teilnehmerin aus Köln empfand diese Haltung als beschwichtigend und beschönigend: Sie bezweifelte, dass alle westlichen Kraftwerke auf dem neuesten Stand waren und ein solcher Unfall dort nicht passieren könne. Eine andere Teilnehmerin aus Berlin nahm Schadenfreude in den politischen Reaktionen des Westens gegenüber der Sowjetunion wahr.

„Was ich glaube, mich erinnern zu können, war, dass sie es natürlich so ein bisschen gefeiert haben, zumindest an der Stelle, dass dem Russen das passiert ist. So nach dem Motto, ja, die Hinterwäldler und jetzt ist auch noch so [etwas passiert]. Aber natürlich, dass auch schon große Angst da war. Und dass sie ja selber auch nichts wussten.“ (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich)

Wie von der Teilnehmerin aus Berlin angedeutet, war die Politik in der BRD laut den Teilnehmenden von Angst und Unwissenheit geprägt. Die tatsächlichen Auswirkungen waren zunächst unklar, und es herrschte Unsicherheit über das richtige Verhalten. Erst als die Strahlung messbar wurde und kontaminierte Lebensmittel in den Fokus rückten, wurden die Folgen greifbarer.

Einige Teilnehmende erinnerten sich an keine spezifischen politischen Anweisungen oder hatten den Eindruck, die Politik habe die Gefahr heruntergespielt und unzureichende Schutzmaßnahmen ergriffen. Gleichzeitig betonte ein Teilnehmer, dass der Politik nur begrenzte Handlungsmöglichkeiten zur Verfügung standen. Andere berichteten von konkreten Empfehlungen, etwa dem Verzicht auf Auslandsreisen in bestimmte Länder oder auf den Kauf von Lebensmitteln aus betroffenen Regionen. Weitere Empfehlungen, wie sie im Kapitel zum Alltag während Tschornobyl beschrieben wurden, wurden ebenfalls seitens der Politik geteilt (z.B. Pilze und Beeren sammeln, Obst abwaschen). Ein Teilnehmer erinnerte sich auch daran, dass der Sand in Kinderspielplätzen ausgetauscht worden sei.

„Ich wüsste nicht, was sie hätten mehr machen können oder sollen. Also abgesehen davon, dass sie die Kernkraftwerke natürlich hätten abschalten können. Aber so gegen die Strahlung war ja gar keine Möglichkeit. Man konnte ja nicht quasi einen Vorhang machen, nach Osten. Wir lassen keine Strahlung mehr durch. Da war ja quasi die Politik ja auch hilflos und sie konnte nur möglicherweise kontaminierte Sachen aus dem Verkehr ziehen. Oder kontaminierte Rasenflächen ... Die haben sogar an Kinderspielplätzen, meine ich noch, haben sie den Sand ausgetauscht und solche Sachen gemacht.“ (Köln GD2, ältere Generation männlich)

„Aber du hast jetzt jeden Tag in den Nachrichten gehört, sie machen dies, sie messen das, sie machen das, sie kümmern sich. Und im Rahmen der Möglichkeiten, die, sage ich einmal, die Regierung hat, haben sie für mein Gefühl alles gemacht. Was im Hintergrund gelaufen ist, weiß kein Mensch nicht. Aber so wie sie die Bevölkerung informiert haben [...] Und darfst die auch nicht völlig panisch machen, weil du musst halt seriös informieren.“ (Nürnberg GD1, ältere Generation männlich)

Über die kurzfristigen Maßnahmen zum Notfallschutz hinaus nahmen die Teilnehmenden in der BRD wenige strukturelle, längerfristige politische Maßnahmen und politische Diskussionen rund um den Zeitpunkt des Unglücks herum wahr. Die Gefahr wurde in ihrer Erinnerung verharmlost, direkte Konsequenzen bis hin zu einer Abkehr von der Atomkraft seitens der Regierung sahen sie nicht. Vielmehr wurde die außerparlamentarische Opposition und die Grünen, die nicht lange vor dem Unglück in Tschornobyl in den Bundestag einzogen, in ihrer Kritik an der Atomkraft gestärkt.

„Kein Politiker hat seine Meinung revidiert und hat gesagt: ‚Oh, das war wohl doch ein Fehler mit Atomkraft. Das, was ich bisher erzählt habe. Das erzähle ich jetzt nicht mehr.‘ Sonder das Gegenteil. Also Konsequenzen hat keiner gezogen. Sonst ist es eher so gewesen, dass halt dann die außerparlamentarische Bewegung stärker geworden ist. Dann ist man ins Parlament reingekommen, so wie die Grünen.“ (Köln GD2, mittlere Generation, weiblich)

Trotz wiederholter Kritik an der Untätigkeit der Politik entstand in den Gruppendiskussionen in Westdeutschland der Eindruck, dass sie Staat und der Politik insgesamt vertrauen – sowohl damals als auch

rückblickend. Insbesondere der Vergleich mit der ehemaligen DDR, wo dieses Vertrauen wie im Folgenden beschrieben wenig vorhanden war, macht dies noch einmal deutlich.

Politische Reaktionen in der DDR

Die Erzählungen aus der DDR waren von einer eingeschränkten Informationspolitik geprägt und spiegelten die in den vorherigen Kapiteln beschriebenen Erinnerungen an das Medienumfeld und die Behandlung des Themas im öffentlichen Diskurs wider. Diskussionen über Tschornobyl fanden nicht öffentlich statt, das Thema wurde weitgehend vermieden. Auch direkt von der Politik gab es nur äußerst knappe Informationen. In allen Gesprächen zeigte sich, dass das Thema in der DDR möglichst vermieden oder stark eingeschränkt wurde. Der Staat informierte die Bevölkerung nicht umfassend, sondern vermittelte den Eindruck, alles sei unter Kontrolle.

„In der DDR wurde das, denke ich mir, mehr verschwiegen als wie hier. Ich meine, man hat ja zwei Systeme kennengelernt und da ging man hier offener mit dieser Thematik halt um. Also wie gesagt, ich hatte ja dann halt noch Verwandtschaft und wir sind ja dann auch öfters rübergefahren. Aber das war halt überhaupt kein Thema.“ (Nürnberg GD2, ältere Generation, weiblich)

Auch in der DDR wurde die Katastrophe ausschließlich der Sowjetunion zugeschrieben. Es herrschte die Überzeugung, ein solches Unglück könne in der DDR nicht passieren, da man sich für ausreichend abgesichert hielt. Es sei zwar schlimm, was geschehen sei, aber so etwas passiere kein zweites Mal.

„Zu DDR-Zeiten haben sie ja gesagt: „Bei uns kann sowas nicht passieren. [...] Aber ich glaube, dass sie ... Vorsichtiger werden sie schon geworden sein. [...] Ja. Bei uns kann das nicht passieren. Hier, wir sind besser abgesichert. Aber wir hatten ja auch nicht viel Ahnung davon.“ (Leipzig GD1, ältere Generation, weiblich)

Die Menschen in der DDR bezogen ihre Informationen häufig aus dem Westfernsehen, da die DDR-Medien staatstreu berichteten. Informationen aus dem Westen wurden von den Behörden als übertrieben und panikmachend dargestellt. Die Ost-Behörden wollten offenbar Panik vermeiden, wie die Teilnehmenden vermuteten.

„Das war kein Thema in der DDR, das war nur, wie gesagt, durch den Westen. Und dann hat ja der Osten noch immer gesagt, die Westen spielen das hoch und die wollen wieder Panik machen und was weiß ich was alles so ja, und darum wusstest du nicht so richtig, wie du das für dich einordnen solltest.“ (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich)

Auch die Teilnehmenden aus der DDR erinnerten sich kaum an konkrete staatliche Maßnahmen zum Bevölkerungsschutz. Interessanterweise waren ihnen Maßnahmen im Westen präsenter. Es gab in ihrer Erinnerung keine offiziellen Anweisungen, wie man sich verhalten sollte; das Unglück wurde heruntergespielt. In der DDR herrschte das Gefühl vor, dass der Staatsapparat eine Deutung vorgab und strikte Anweisungen gab – in diesem Falle die Aufforderung zur Ruhe – die von der Bevölkerung auch eingehalten wurden.

„Also zu DDR-Zeiten auf jeden Fall. Da haben wir strikte Anweisungen gehabt. Und da war auch keiner wie heute, ja, wir hatten das alle gemacht. [...] Also wir hätten uns da in Reih und Glied so aufgestellt und das gemacht, was die gesagt hätten.“ (Leipzig GD1, mittlere Generation, weiblich)

„I: Dass man die Bevölkerung geschützt hat, dass man irgendwas ... T1: Nee. T2: Macht euer Ding und überlebt. [lacht]“ (Leipzig GD2, T1 = mittlere Generation, männlich, T2 = jüngere Generation, männlich)

Das Vertrauen der DDR-Bürgerinnen und Bürger in den Staat war entsprechend gering. Im Vergleich mit den Westmedien entstand der Eindruck, dass der Staat die Bevölkerung absichtlich im Unklaren ließ. Die DDR-Politiker*innen galten als abhängig von der Sowjetunion, was die restriktive Informationspolitik und die Unterdrückung abweichender Meinungen verstärkte. Die in Kap. 4.1 beschriebene Vermutung, der Staat habe vom Westen abgelehnte Lebensmittel in der DDR verkauft, war Ausdruck dieses tiefen

Misstrauens. In einer Berliner Gruppe wurde sogar ein Zusammenhang zwischen der Geheimhaltung von Umweltbelastungen und gehäuften Krebserkrankungen vermutet.

„Ich weiß nicht, ob es dazu überhaupt eine Studie gibt, aber wir haben in der DDR schon sehr viele Krebserkrankungen gehäuft, weiß ich nicht, ob es im Westen, noch weiter westlich weniger sind als bei uns. Also selbst in unserer Familie haben wir ganz viele Krebserkrankungen. Und da fragt man sich manchmal schon: Gibt es da einen Zusammenhang zwischen irgendwelchen Umweltbelastungen, irgendwelchen Sachen, die sie uns nicht gesagt haben, die wir getrunken, gegessen oder gemacht haben?“ (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich)

„T1: Also die Politiker haben gar nicht reagiert oder bewertet. T2: Die haben das runtergespielt. T1: Das bewerte ich natürlich ganz schlimm. Also wie kann man seine Bevölkerung so im Dunkeln lassen und noch mit der Ware, die woanders nicht angenommen wird, die Geschäfte füllen und das noch feiern. Also das ging gar nicht und die sind die Ware ja auch teilweise nicht losgeworden, also bei welchen die kein Westfernsehen geguckt haben, die haben vielleicht was gekauft, aber alle die so ein bisschen Westfernsehen gucken konnten, wussten ja, da ist was faul, wenn wir auf einmal Sachen haben nach einer Katastrophe, die wir sonst nie haben. Und das finde ich schon grob fahrlässig, der Bevölkerung gegenüber, sich so zu verhalten. Geht überhaupt gar nicht. T2: Die Politiker waren ja den Russen hörig, also was die da oben gesagt haben, stimmte und wir haben die gleiche Meinung zu haben. Die Politiker auch. Also ich kenne keinen Politiker, der da irgendwann eine andere Meinung hatte, den haben sie abgewürgt, das kam dann später. Also 1989, da haben dann schon welche auch mal eine andere Meinung sagen dürfen, aber um die Zeit noch nicht. Das haben die alles unter den Tisch gekehrt.“ (Berlin GD2, T1 = mittlere Generation, weiblich, T2 = ältere Generation, männlich)

In einer Leipziger Gruppe wurde der Diskurs zum Vertrauen in die DDR-Politik differenzierter dargestellt. Dort wurde beschrieben, dass Maßnahmen ergriffen wurden, Bereitschaftsdienste und Ressourcen bereitstanden und die Bevölkerung durch Übungen vorbereitet war. Dennoch wurde auch hier die Informationspolitik kritisiert. Es wurde erwähnt, dass die Menschen in der DDR „sowieso alles geglaubt“ hätten, was ihnen gesagt wurde, was zeigt, dass das Misstrauen nicht für alle galt.

„T1: Wir hatten ja auch so Übungen, in der Schule schon. Wir haben im Kindergarten schon gewusst, dass man sich unterm Tisch so zusammengekauert, wenn was ist und dies und das. Das haben wir als Kinder schon gekannt. Also vorbereitet waren wir, genau. [...] I: Hatten Sie damals das Gefühl, die Politik hat ausreichend Maßnahmen ergriffen, um die Bevölkerung zu schützen? T2: Doch, schon, ja. Ich würde sagen, wir haben ja noch die große Armee gehabt und die Bereitschaftsdienste. Das haben die schon. Da glaube ich dran. Das haben sie gemacht.“ (Leipzig GD1, T1 = mittlere Generation, weiblich, T2 = ältere Generation, weiblich)

Wahrnehmung der Reaktionen in der Sowjetunion

Die Reaktionen auf die Katastrophe in der Sowjetunion konnten die Teilnehmenden nur vermuten. Einigkeit bestand darin, dass die Sowjetunion nur wenige Informationen preisgab und das wahre Ausmaß der Katastrophe lange verschleiert wurde. Nur das Nötigste wurde kommuniziert, die wahren Auswirkungen wurden nach Einschätzung der Teilnehmenden selbst innerhalb der Sowjetunion gegenüber Funktionären in Moskau verschwiegen. In einer Leipziger Gruppe wurde vermutet, dass selbst die Sprache beschönigt und von einer Explosion nie gesprochen wurde. Die Russen ließen keine ausländischen Expert*innen ins Land, um die Berichterstattung entsprechend zu kontrollieren. Das wahre Ausmaß der Katastrophe kam also erst viel später ans Licht, als auch außerhalb der Sowjetunion erhöhte Strahlung gemessen wurde und das Ausmaß nicht mehr zu leugnen war. Während der Perestroika seien dann weitere Informationen veröffentlicht worden und es wurde zumindest in gewissem Maße aufgearbeitet, was passiert sei.

„Wie lange die versucht haben, das unter dem Deckel zu halten, und plötzlich ist es nicht mehr anders gegangen. Weil hat es ja auch schon vor 40 Jahren gegeben, wie sagt man, Geheimdienste und Satelliten, die rumfliegen und kontrollieren und schauen und plötzlich denken: „Hoppla, da ist

„was passiert!“ Ne? Die messen die Strahlung in der Luft. Da ist irgendwas. Bis die dann rausgerückt sind.“ (Nürnberg GD1, ältere Generation, männlich)

Auch die Bevölkerung wurde im Unklaren gelassen, nicht rechtzeitig evakuiert und im Glauben gelassen, zurückkehren zu dürfen. Die Teilnehmenden waren sich einig, dass die Menschen damals nicht kritisch genug gegenüber ihrer Regierung waren.

„Na, die waren ja auch nicht informierter. Wie gesagt, die haben sie ja verdammt lange warten lassen, bis sie dann gesagt haben, dass sie weg müssen. Und die waren ja in dem Glauben, dass sie zurückkommen. Und ist ja alles nicht passiert.“ (Leipzig GD1, ältere Generation, weiblich)

Ein Teilnehmer argumentierte, dass die kontrollierte und unterdrückende Atmosphäre in der Sowjetunion die Katastrophe begünstigte. In seiner Erinnerung setzte ein Verantwortlicher aus Ehrgeiz Sicherheitsvorkehrungen außer Kraft.

„Ich war natürlich damals überrascht, als ich das gehört habe, [...] Also an dem Abend oder in den Tagen danach, als herauskam, dass der Verantwortliche da einfach nur quasi spielerisch die Sicherheitsvorschriften außer Kraft gesetzt hat. Das mache ich jetzt mal von Hand, hier, um mal zu sehen, wie toll das funktioniert. Und auch so übertrieben ehrgeizig, dass es Sicherheitsvorkehrungen gab. Dass da so ein Bekloppter da nicht so was machen kann.“ (Köln GD2, ältere Generation, männlich)

Rolle der Wissenschaft

Schließlich wurde, angeregt durch den Stimulus eines Interviews mit einer BfS-Mitarbeiterin, die von ihren Erfahrungen rund um die Reaktorkatastrophe erzählte, auch die Rolle der Wissenschaft zum Zeitpunkt des Ereignisses in manchen Gruppen kritisch diskutiert. Die ruhige Einschätzung der Wissenschaftlerin wurde von einigen Teilnehmenden als beruhigend empfunden, überraschte aber angesichts der empfundenen Gefährlichkeit der Situation.

„Aber sie hatte ja mehr Informationen dazu. Ich fand, dafür, dass sie sich damit so gut auskennt, war sie wirklich sehr gechillt. Also ich hätte gedacht, wenn man sich damit auskennt, dass man dann vielleicht doch... Aber anscheinend ist das vielleicht doch nicht so schon schlimm gewesen für Tschornobyl und für Deutschland dann. Oder doch nicht?“ (Berlin GD2, jüngere Generation, weiblich)

5 Die Erinnerung an Tschornobyl

5.1 Bewertung der Erinnerung

Die Erinnerung an das Reaktorunglück von Tschornobyl war unter den Teilnehmenden unterschiedlich stark ausgeprägt. Viele waren sich einig, dass der Begriff "Tschornobyl" den meisten Menschen, auch jüngeren Generationen, noch bekannt sei und mit den Gefahren der Atomenergie assoziiert werde. Dennoch unterschieden sich die Meinungen, wie präsent dieses Thema im Alltag sei. Einige Teilnehmende sahen es nachwievor als sehr präsent an, insbesondere durch Dokumentationen und Reportagen, aber durch fortlaufende Gespräche, z.B. in der Familie. Ein Teilnehmer auf Nürnberg beschrieb das Ereignis gewissermaßen auch als Teil der Allgemeinbildung, über den jeder Mensch ab einem gewissen Alter informiert sei.

„[Ich] habe es trotzdem im Kind-, Jugendalter mitbekommen. Weil immer darüber gesprochen wurde, weil bei meiner Mutter darüber gesprochen wurde, weil man es im Fernsehen gesehen hat. [...] Es laufen immer noch ganze viele Dokumentationen darüber, Reportagen. Also es ist nicht ein Thema, was in Vergessenheit geraten ist.“ (Köln GD2, jüngere Generation, weiblich)

„Also, wie gesagt, selbst meine kleine 17-jährige Cousine weiß genau, was da abgegangen ist. Die weiß das. Und zu hundert Prozent einfach alles. Und also ich bin mir sicher, dass Tschornobyl ... Bestimmt jetzt bei Grundschülern auf keinen Fall. Aber ich denke, so ab der sechsten, siebten Klasse kannst du jeden fragen. Jeder weiß, was Tschornobyl ist.“ (Nürnberg GD1, mittlere Generation, männlich)

Andere Teilnehmende waren jedoch der Meinung, dass das Thema aktuell weitgehend in Vergessenheit geraten sei und nur noch als Fußnote in politischen Diskussionen oder als kurzer Abschnitt in Geschichtsbüchern behandelt werde. Auch sie stellten zwar fest, dass das Unglück damals ein einschneidendes Ereignis war, das viele Menschen wachrüttelte und zum Nachdenken über Atomkraft anregte, aber nichtsdestotrotz waren sie der Meinung, dass das Ereignis mit der Zeit an Brisanz verlor, da neue Herausforderungen und Katastrophen in den Vordergrund traten. Bei bestimmten Anlässen käme zwar immer wieder Erinnerung an das Ereignis auf, es sei aber kein weiterhin akutes Thema.

„Naja gut, wenn jemand auf dieses Thema zu sprechen kommt, dann können sich viele vielleicht noch erinnern, aber so ohne weiteres glaube ich nicht, dass die Leute noch daran denken. Kann ich mir nicht vorstellen, die haben andere Probleme.“ (Berlin GD1, ältere Generation, weiblich)

„Dem einen oder anderen kommt das vielleicht nochmal hoch. Oder wenn jemand der älteren Generation irgendwie an einem Tisch sitzt. [...] Ich glaube schon, dass, wenn man zu dem Zeitpunkt gelebt hat und das so hautnah als Erwachsener mitbekommen hat, oder so mitbekommen hat, dass man das schon verstanden hat, dass einen das schon irgendwie geprägt hat. Und dass man das auch nicht vergisst. Aber das ist ja mit allem so, ne? Du gehst da irgendwie damit um, aber dass das dann irgendwie großartig Thema ist oder so was, sehe ich jetzt nicht.“ (Köln GD2, mittlere Generation, weiblich)

„Ja, wenn du es mal so überlegst, aber es ist im Endeffekt bloß ein Thema von einem Stoff aus der Schule. So, es ist nichts Weltbewegendes mehr. So, früher war das bestimmt viel schlimmer, als dann noch richtig so Nachrichten noch aus dem Westen kamen und man alles empfangen hat. Und ich glaube, da wurde es dann breiter gemacht. Aber ich kriege es heutzutage nicht mehr mit.“ (Leipzig GD2, jüngere Generation, männlich)

Als Aspekte, die Distanz zu dem Thema schaffen, wurden die räumliche Distanz damals sowie heutzutage die zeitliche Distanz zu dem Vorfall genannt.

„War für mich auch so weit weg, es ist ja so gar nicht greifbar für mich. Weder war ich da mal in der Nähe, dass ich mir da irgendwas angeguckt hab, noch kenn ich irgendwen, der damit, der dazu einen Bezug hatte. So, das ist ja, gar nicht so richtig greifbar für mich.“ (Berlin GD1, jüngere Generation, weiblich)

„Es war damals in der nächsten Zeit auf jeden Fall ein wichtiges Thema, weil man gesagt hat, dass man auch so gesagt hat, dachte man auch nicht, dass das passieren könnte. Das ist natürlich wie bei allen Katastrophen nach und nach wieder abgedimmt. Weil man kann das ja nicht immer im Fokus behalten, man hat neue Herausforderungen, neue kleine Katastrophen.“ (Köln GD1, ältere Generation, männlich)

„Das ist einfach schon zu lange her. Wie gesagt, das Thema ist eigentlich schon so gesehen in Vergessenheit geraten. Schon ein Thema oder so, aber jetzt nicht mehr so brisant.“ (Nürnberg GD2, ältere Generation, weiblich)

Die Meinungen darüber, ob die Erinnerung an Tschornobyl heute noch ausreichend ist, gingen auseinander. Einige hielten den aktuellen Grad der Präsenz für angemessen, da es weiterhin durchaus bekannt sei, aber zugleich auch lange her sei und andere Themen aktuell dringender seien. Andere forderten einen höheren Stellenwert, insbesondere angesichts politischer Debatten über Atomenergie und da Tschornobyl ein mahnendes Beispiel sei, die Risiken von Atomkraft nicht zu unterschätzen. Es wurde befürchtet, dass die Risiken der Atomkraft vergessen werden würden, wenn das Thema nicht regelmäßig präsent wäre.

„Den Begriff Tschornobyl oder den Ort Tschornobyl, das kennen ja auch die jüngeren Generationen, und nicht umsonst denke ich, wissen die das. Weil sie das schon mal auch von den Eltern oder Großeltern irgendwie gehört haben, wenn auch nur am Rande. Aber ich denke schon, dass es noch so in der Bevölkerung nachgewirkt hat und auch noch bis heute tut.“ (Nürnberg GD2, mittlere Generation, weiblich)

„Es ist okay so. Weiß ich nicht, also irgendwann wird es wahrscheinlich so ein Thema sein, dass man in den Geschichtsbüchern einfach aufschlägt, in der Schule kurz gelehrt bekommt und das war es. Also natürlich soll man sich daran erinnern, wie schädlich Atomkraft ist und so ein Atomkraftwerk ist ja nicht ohne. Aber wir haben einfach so viele andere Themen in der Welt und so viel andere Sachen, die einfach auch aktuell sind, da muss man Dingen nicht mehr Raum geben als sie bräuchten.“ (Köln GD2, jüngere Generation, weiblich)

„Aber ich finde, es könnte schon einen etwas höheren Stellenwert haben, gerade weil es auch wieder Thema in der Politik ist und Thema irgendwo im Alltag. Und wenn es das jetzt nicht wäre, würde ich sagen, ist der Stellenwert okay. Aber gerade weil es auch so Alltagspräsenz irgendwie hat, finde ich, ist es wichtig, das eben noch zu thematisieren, weil es eben schon wieder ein bisschen in Vergessenheit gerät und dann die Leute die Risiken vergessen und wieder vergessen, zu hinterfragen.“ (Nürnberg GD2, jüngere Generation, weiblich)

Kurz- und langfristige Einflüsse

Die Gruppendiskussionen drehten sich im Folgenden um die Frage, welche Wirkmacht die Erinnerung an Tschornobyl bis heute hat und welche langfristigen Einflüsse möglicherweise noch spürbar sind. Sich an den damaligen Zeitpunkt zurückerinnernd, waren sich die Befragten erst einmal einig, dass Tschornobyl die Menschen damals dazu brachte, sich mit dem Thema Atomkraft und seinen Gefahren auseinanderzusetzen. Dieser Schockmoment, bei dem die Gefährlichkeit von Atomenergie in den Vordergrund trat, veränderte entsprechend die Risikoeinschätzung der Deutschen.

„Ich denke mal, dass die Leute da vielleicht erstmal begriffen haben, dass das gefährlich ist. Die Leute, die überhaupt noch gar keine Ahnung davon hatten, die gar nicht wussten, was das eigentlich ist.“ (Leipzig GD1, mittlere Generation, weiblich)

„Ich glaube, davor wurde es nie so wirklich hinterfragt. Es war nur so Atomkraft, okay, Energiegewinnung, irgendwie umweltfreundlich, reine Energie. Aber irgendwie weitergedacht oder auch diese Risiken oder so, es wurde alles nie hinterfragt, wurde einfach hingenommen. Und dann haben, glaube ich, die Leute mal angefangen zu denken und zu hinterfragen: „Okay, was passiert da eigentlich? Was für Auswirkungen hat das eigentlich? Mit was für Risiken ist das alles verbunden?“ (Nürnberg GD2, jüngere Generation, weiblich)

Alle Teilnehmenden sprachen dem Reaktorunglück zumindest relativ unmittelbar nach dem Unglück einen nachhaltigen Einfluss in Deutschland zu. Dies gilt insbesondere im Westen, wo es nach Einschätzung der Teilnehmenden zu erkennbaren politischen und gesellschaftlichen Veränderungen führte, z.B. zum Aufstieg der „Grünen“ und der „Anti-Atomkraft-Bewegung“. Im Osten hingegen wurde der Einfluss erst einmal als geringer beschrieben, da es dort keine vergleichbaren öffentlichen Proteste oder Diskussionen gab. Der Einfluss des Ereignisses im Westen wurde auch in Teilen von den Befragten aus der ehemaligen DDR gesehen, zumal die Wiedervereinigung nur wenige Jahre nach dem Reaktorunglück stattfand. Die politischen unmittelbaren Einflüsse des Ereignisses blieben dennoch für die Befragten aus der ehemaligen DDR weit weniger sichtbar als im Westen.

Über die Auswirkungen des Unglücks direkt im Anschluss drehten sich die Gruppendiskussionen außerdem um langfristigere Einflüsse, die die Erinnerung an Tschernobyl auch heute noch auslöst. Am häufigsten wurden als politische und gesellschaftliche Konsequenzen in Deutschland, vor allem Westdeutschland, aus dem Unglück wie schon erwähnt kritische Haltungen gegenüber Atomkraft genannt, die den „Grünen“ und der „Anti-Atomkraft-Bewegung“ Aufwind verschafften. Die Katastrophe widerlegte das Argument, Atomenergie sei umweltfreundlich, und gab den Kritiker*innen der Atomkraft, die zuvor belächelt wurden, ein konkretes Argument. Die Teilnehmenden nahmen an, dass das Unglück den Grünen erheblichen Zulauf und Stimmen verschaffte und das Thema Atomkraft zu einem zentralen Bestandteil ihrer politischen Agenda machte. Die Bewegung gegen Atomkraft, die bereits vor Tschernobyl existierte, erfuhr zudem einen großen Aufschwung und mobilisierte viele Menschen, was sich in Protesten und Demonstrationen, wie beispielsweise gegen das Endlager Gorleben, zeigte.

„Das hat den Fokus extrem darauf gelenkt, ne? Da sind ja auch eigentlich diese Bewegungen gegen Atomkraft und die vielen Aufkleber, Atomkraftwerk, nein Danke‘ an der Haustür [entstanden], ja, das hat sich schon niedergeschlagen.“ (Köln GD1, ältere Generation, männlich)

„Na ja, es gab halt ... Ich meine, die Grünen waren ja jetzt noch nicht so etabliert, wie sie es heute sind. Ich denke aber, dass sich durch das Tschernobyl-Unglück, dass sich, denke ich, schon auch viel mehr Menschen in der Bevölkerung auch so ein bisschen den alternativen Energien dann angeschlossen haben oder dass ein Umdenken auch stattgefunden hat in der Gesellschaft.“ (Nürnberg GD2, mittlere Generation, weiblich)

„Weil die gesagt haben: „Wir müssen ja umweltfreundlich sein und Atomenergie ist umweltfreundlich.“ [...] Und das wurde natürlich dann durch Tschernobyl sozusagen widerlegt. Zumindest also gab es so ein gutes Argument dagegen, was es vorher nicht gab. Die Leute, die vorher belächelt wurden, weiß ich nicht, die grünen Spinner, sozusagen, die diese schöne, saubere Atomenergie ablehnen, [...] Die hatten natürlich auf einmal ein konkretes Argument, zu sagen: „Ja, so ganz ungefährlich ist das nicht.““ (Köln GD2, ältere Generation, männlich)

Obwohl dem Unglück von Tschernobyl Proteste und eine Stärkung grüner Politik folgten, merkten einige Teilnehmende kritisch an, dass sich nach dem Unglück lange Zeit im Großen und Ganzen an der Kernenergiepolitik nicht viel geändert habe. Der deutsche Ausstieg aus der Atomenergie erfolgte erst deutlich später, wobei einige Teilnehmende dennoch einen Beitrag des Unglücks von Tschernobyl zu dieser späteren Entscheidung sahen.

„Wenn man das so als langfristige Frage aufnimmt, würde ich sagen, nein. Weil es hat ja jetzt im Großen zum Verhältnis zur Kernenergie [...] und so weiter ja eigentlich nichts verändert. Trotz Proteste, trotz Aufblühen der Grünen oder der grünen Politik hat es eigentlich überhaupt nichts geändert.“ (Köln GD1, mittlere Generation, weiblich)

„Ich glaube schon, dass das auch so nen, so ein Ding war dafür, dass man wirklich irgendwann mal sagt, OK, vielleicht sollte man die Atomenergie, Atomkraftwerke, vielleicht doch irgendwann mal schließen, dass man das vielleicht wirklich nicht bis ganz zum bitteren Ende macht. Aber ich glaube, das hat ganz lange gedauert, bis man zu der Erkenntnis gekommen ist.“ (Berlin GD1, jüngere Generation, weiblich)

„Ich würde sagen, es wird schon negativer auf Kernenergie im Allgemeinen geschaut seitdem und man sagt, vielleicht sollte man schon eine andere Lösung finden. Ist ja mittlerweile in Deutschland auch so. Ja, glaube ich schon, dass das damit mit reingespielt hat.“ (Berlin GD2, jüngere Generation, männlich)

Darüber hinaus hofften die Teilnehmenden, dass die Reaktorkatastrophe von Tschornobyl zu einer Neubewertung und Überarbeitung des Notfallschutzes für die Bevölkerung führte. Es wurde angenommen, dass seitdem Notfallpläne erstellt oder bestehende Pläne überarbeitet wurden, um besser auf solche Katastrophen vorbereitet zu sein. Da den Teilnehmenden jedoch keine konkreten Informationen zu derartigen Notfallplänen bekannt waren, äußerten viele, dass sie zumindest „glauben“, dass dies geschehen sei.

„Dass da was gemacht wurde, also dass da was erstellt worden ist, notfallmäßig, ja, doch das glaube ich schon, dass da dran gearbeitet worden ist, dass das, wenn es überhaupt vorher einen gab, dass der auf jeden Fall ordentlich überarbeitet worden ist.“ (Berlin GD1, jüngere Generation, weiblich)

„Ich denke ... Ich glaube, die Leute wissen jetzt mehr, so, wie man darauf eher reagiert. Damals war das ja so ganz neu, man hat das noch nie vorher gehabt. Aber jetzt können wir halt gucken: Wie haben die Leute damals reagiert? Was kann man selber vielleicht besser machen? So. Zum Beispiel nicht direkt dort bleiben, so schnell wie möglich weg von dort. Ich glaube, heutzutage wäre man ein bisschen schlauer bei solchen Sachen.“ (Leipzig GD1, jüngere Generation, männlich)

„Heute kann man da viel besser das Thema behandeln, weil man halt viel besser weiß, damit umzugehen, weil man jetzt ja aus Fukushima und Tschornobyl wahrscheinlich gelernt hat.“ (Nürnberg GD1, jüngere Generation, männlich)

Einzelne nahmen darüber hinaus an, dass die Sicherheitsvorkehrungen in Atomkraftwerken ausgebaut wurden, um auch gegenüber anderen Gefahren, wie Terroranschlägen, besser gewappnet zu sein.

„Aufgrund von Tschornobyl haben wir plötzlich angefangen, die eigenen Atomkraftwerke auch gegen Terroranschläge ganz anders zu sichern. Weil das war früher [...] kein Thema. Aber plötzlich war die Nummer, ey, da könnte jetzt einer mit einem Flieger sich drauf stürzen.“ (Nürnberg GD1, ältere Generation, männlich)

Auch über Deutschland hinaus wurden langfristige Folgen des Unglücks besprochen, konkret die Folgen für die unmittelbar betroffene Region um Tschornobyl. Hier wurden Fehlgeburten, Missbildungen und die Zerstörung der Natur als konkrete Auswirkungen benannt.

„Weil ja Jahrzehntelang glaube ich, dass da Fehlgeburten waren und dass die Kinder und dass man da ja ewig weit nicht wohnen durfte im Umkreis von, keine Ahnung wie vielen Kilometern? Auch die Tiere und generell die Natur war kaputt. War ja alles kaputt. Da gab es ja nichts mehr.“ (Berlin GD1, jüngere Generation, weiblich)

Auch heute noch wird Tschornobyl als potenzielle Gefahr wahrgenommen, insbesondere im Hinblick auf die Schutzhülle des Reaktors und mögliche Beschädigungen im Ukraine-Krieg.

„In den Nachrichten habe ich das gesehen, wo Drohnen von Russland und der Ukraine da auf die Hülle drauf geflogen sind. Das war ja auch in den Nachrichten ... Da haben die befürchtet, dass da was sein könnte. Aber die haben da auch mal ... Strahlenschutzbehörden und so haben da ja gemessen und geguckt. Und die haben ja gesagt, ist nichts, so. Aber ich denke schon, dass da, wenn da wirklich was kaputt wäre, komplett, und die ganze Hülle gar nicht mehr da wäre ... Ich glaube schon, das würde auch Gefahr mit sich bringen.“ (Leipzig GD1, jüngere Generation, männlich)

Weniger dominant, aber dennoch am Rande, wurden darüber hinaus Einflüsse auf die gesellschaftliche Stimmung und die Popkultur thematisiert. Eine Teilnehmerin aus Köln beschrieb, dass eine gewisse „Endzeit“-Stimmung Ausdruck in der Popmusik der 1980er Jahre fand, wobei sie auch einen Einfluss des Reaktorunglücks von Tschornobyl sah.

„Die Musik, die aus Deutschland kam, so diese, ne, alles so Kraftwerk, aber auch spätere. So, ne, so Leute aus Westberlin und so, das ist alles ein bisschen düster. Also so dieses sehr Technische und so was, das auch aufgegriffen wurde. Ich habe schon das Gefühl, dass das halt so reingespielt hat. So ein bisschen so dieses endzeitmäßige, ne?“ (Köln GD1, mittlere Generation, weiblich)

5.2 Erinnerungsanlässe

Die häufigsten Anlässe, an denen man sich auch heute noch an Tschornobyl zurückerinnert, waren für die Teilnehmenden Medienprodukte, die das Reaktorunglück von Tschornobyl als Thema behandeln. Dies umfasste insbesondere Dokumentationen und Reportagen, aber auch Filme, Serien und Social Media.

Zahlreiche Teilnehmende erinnerten sich **an Dokumentationen und Reportagen** über Tschornobyl, die sie im Fernsehen (z.B. n-tv, ZDF, Arte, Welt-Nachrichtensender) oder auf YouTube gesehen hatten. Diese Medienformate wurden als wichtig für die Aufklärung über die Katastrophe und ihre Auswirkungen empfunden. Sie zeigen oft persönliche Schicksale, wie das einer Familie, die das Unglück erlebte, oder von Arbeitern im Kraftwerk, die bei den Aufräumarbeiten starben. Auch die Verschleierung der Ereignisse durch die Politik (in Sowjetunion und DDR) und die späte Aufdeckung des wahren Ausmaßes der Katastrophe werden nach Erinnerung der Teilnehmenden in Dokumentationen thematisiert. Es wurde auch erwähnt, dass Dokumentationen die Langzeitfolgen für Tiere und die Umwelt, wie Mutationen und die Unbewohnbarkeit des Gebiets, beleuchten. Einige Teilnehmende betonten, dass Dokumentationen dazu beitragen, das Thema lebendig zu halten und ein besseres Verständnis für Atomkraft und ihre Risiken zu entwickeln, insbesondere für diejenigen, die die Ereignisse nicht selbst miterlebt haben.

„Also ich habe definitiv auch eine Dokumentation gesehen. Wo sie da vor Ort waren in dem Landstrich [...]. Dass da noch niemand wieder lebt, also angesiedelt ist. Dass das halt noch brach ist. [...] Oder die Spätfolgen bei Frauen, Schwangeren und Kindern.“ (Berlin GD1, mittlere Generation, weiblich)

„Gerade durch die Dokus und so, da wird es ja immer auch wieder ins Leben gerufen, so, was damals war. Und da erzählen die dazu. Das finde ich auch gut, weil es auch spannend ist, sich das anzusehen. Und man weiß dadurch auch mehr über Atomkraft und so Bescheid beziehungsweise über die Auswirkungen, wenn ein Unfall passiert.“ (Leipzig GD1, jüngere Generation, männlich)

Eine Familiengruppe berichtete außerdem, dass Fernsehberichte oftmals Anlass seien, sich in der Familie nochmal über das Reaktorunglück von Tschornobyl auszutauschen.

„Und wie gesagt, ich gucke die Dokus ja auch. Und er auch. Und das sind alles Sachen, da habe ich dann auch von Tschornobyl dann erzählt, wo wir angefangen haben, so was mal uns anzusehen und sowas. Durch sowas kommt man ja dann ins Gespräch.“ (Leipzig GD1, mittlere Generation, weiblich)

Für die älteren und mittleren Generationen aus der ehemaligen DDR waren Dokumentationen nach der Wiedervereinigung zudem oftmals der erste Zugang zu ausführlichen Informationen zum Reaktorunglück, da sie diese über die DDR-Medien zum Zeitpunkt des Vorfalls nicht erhielten. Jedoch wurde angemerkt, dass auch „im Westen“ viele Informationen erst Jahre später über Dokumentationen bekannt wurden, da die Sowjetunion während des Unglücks nur wenig preisgab.

„Das kam alles viel später, dann wo sie so richtige Filme darüber gemacht haben. Da wo Russland sich geöffnet hat, durch den Gorbi da. [...] Wir haben ja nicht die Ahnung gehabt, auch wenn sie gesagt haben, jetzt sind da tausend gestorben und mussten zehntausende evakuiert werden, jaja gut, aber wie das so alles passiert ist, das haben wir direkt dann danach erst erfahren, das war viel später. Aber der Westen auch, die haben das ja dann auch nicht alles erfahren.“ (Berlin GD2, ältere Generation, männlich)

Neben Dokumentationen spielten auch **Spielfilme und Serien** eine große Rolle in der Erinnerung an Tschornobyl. Die Serie „Chernobyl“ wurde mehrfach genannt und als grausam und spannend beschrieben. Sie basiere auf wahren Begebenheiten, sei aber keine Dokumentation, sondern eine Thrillerserie, die die

Ereignisse und das Miterleben der Bevölkerung dramatisch darstelle. Einen weiteren Film, „Die Wolke“, der ein fiktives Atomunglück in Deutschland thematisiert, erwähnten ebenfalls einige Teilnehmende. Dieser Film sowie das entsprechende Buch wurden als realistisch in der Darstellung von Massenpanik und den Folgen eines Atomunglücks beschrieben. Es schien, dass solche Filme und Serien insbesondere dazu beitrugen, die emotionalen und sozialen Auswirkungen der Katastrophe zu veranschaulichen.

„Ja genau, die Serie, also das glaube, es war auf Netflix oder Sky oder irgendwie sowas, das ist. Chernobyl heißt die Serie einfach und die, es ist natürlich, es mit normalen Schauspielern und es ist jetzt nicht so ne Doku, sondern das ist so eine richtige Serie, die quasi die Ereignisse von damals aufgreift und dann so zeigt, wie die Bevölkerung damals das miterlebt hat da irgendwie aber auch genau das Unglück halt gezeigt. [...] Einfach so ne Thrillerserie, die halt sehr grausam ist und die dann zeigt, wie da die ganzen Menschen sterben und wie die Krankenhäuser überfüllt sind und so. [...] Also es war schon schlimm damals, aber da muss man glaub ich auch noch mal differenzieren, dass es jetzt keine Doku, sondern so ne Serie ist, die zwar auf wahren Begebenheiten basiert.“ (Berlin GD2, jüngere Generation, männlich)

„Fällt mir auch ein, da gab es jetzt einen guten Film, die Wolke. [...] Das ist ja so ein Szenario gewesen, wo das in Deutschland sein soll, in Schweinfurt oder so, glaube ich. Und da haben die es auch so nachgespielt, was dann wäre und so.“ (Leipzig GD1, jüngere Generation, männlich)

Bücher und Zeitschriften wurden als weitere wichtige Informationsquellen genannt. „Die Wolke“ wurde hier noch einmal explizit als Buch und als Schullektüre im Deutschunterricht erwähnt, die bei den Lesenden starke Emotionen und Ängste vor einem ähnlichen Ereignis in Deutschland auslöste.

„Zeitschriften, also Print und so Bücher sind da noch und näher erschienen, zu dem Thema, die ich gelesen habe. Aber da gibt es sicherlich einiges auf dem Markt.“ (Köln GD2, ältere Generation, männlich)

„Als ich dann in die fünfte Klasse gekommen bin, da haben wir dann mal im Deutschunterricht die Wolke gelesen, dieses Buch. Es war ja dann auch kurz nachdem und es hatte jetzt auch nicht gerade ein Happy End. Das hat mich dann irgendwie auch sehr deprimiert. Ich mochte dieses Buch nicht, weil es einfach irgendwie ... Ja, also hatte ja kein schönes Ende. Und ich wollte mir das eigentlich auch gar nicht so ausmalen oder so vorstellen, dass so was wirklich auch bei uns passieren könnte.“ (Nürnberg GD2, mittlere Generation, weiblich)

Darüber hinaus erwähnten einige Teilnehmende **Social Media**, insbesondere YouTube und TikTok, als Plattformen, auf denen das Thema Tschornobyl weiterhin präsent ist. YouTube wurde bereits als Quelle für Dokumentationen genannt, zusätzlich wurden auch Inhalte von Influencern auf YouTube besprochen. Besondere Faszination löste Tschornobyl dabei als „Lost Place“ bei mehreren jüngeren Teilnehmern aus. Unter diesem Schlagwort finden sich auf Social Media Videos von Personen, die das Sperrgebiet selbst besuchen. Ein Teilnehmer sah Tschornobyl sogar als Teil der Popkultur, da es Videospiele (Shooter, Zombie-Shooter, Mutanten-Shooter) und Science-Fiction-Serien gebe, die das Thema aufgreifen. Social Media erreicht insbesondere die jüngere Generation und weckt Interesse am Thema Tschornobyl, wobei sich ein gewisser Sensationalismus bei einigen Teilnehmenden beobachten ließ. Nur vereinzelt wurde die Glaubwürdigkeit von Social-Media-Inhalten hinterfragt.

„Also ich persönlich kenne es halt auch durch Social Media. Also da gibt es ja auch immer noch welche, die es ja momentan auch besuchen gehen. [...] Das sind meistens so Blog-mäßig von Leuten, die dann eben nach Tschornobyl gehen und sich das eben anschauen, auch diese Gebiete. Und ich weiß nicht, da gibt es zum Beispiel bestimmte Objekte, ich glaube zum Beispiel einmal so eine Kranschaufel oder so. Die messen das dann auch. Zum Beispiel gibt es ja dieses eine Gerät, ich weiß nicht mehr ganz genau, wie es heißt, wo man eben die radioaktive Strahlung so messen kann. Und da gehen eben Leute halt aus Interesse hin um sich das halt jetzt anzuschauen, so eine Geisterstadt.“ (Nürnberg GD2, jüngere Generation, weiblich)

„Irgendwie hat es angefangen mit Atombomben. Ich denke mir halt so, ich weiß nicht, wieso. Ich war jugendlich, keine Ahnung. Ich wollte Explosionen sehen, Action. Habe mir dann Atombomben

angeschaut, die Zar-Bombe, wie viel Megatonnen TNT-Kraft die hat. Und dann bin ich halt irgendwie dadurch auf Vorschläge aus Tschornobyl gekommen. Da habe ich mich halt ein bisschen damit auseinandergesetzt. Aber man weiß ja nicht, was man auf YouTube halt glauben kann und was nicht. Und dann habe ich halt hier diese ganzen Sachen gesehen, ne? Diese Mutationen und was da passiert sein soll.“ (Nürnberg GD1, jüngere Generation, männlich)

Neben Medienprodukten ist die **Schule** ein Ort, an dem Kinder und Jugendliche vom Reaktorunglück von Tschornobyl erfahren. Dies betrifft aufgrund des Alters insbesondere die jüngere Generation, in Teilen auch die mittlere Generation, wenn diese zum Zeitpunkt des Ereignisses noch recht jung war. Es herrschte unter den Teilnehmenden weitgehend Einigkeit darüber, dass Tschornobyl in der Schule häufig zwar angesprochen, aber selten umfassend oder als großes Thema behandelt wurde. Oftmals waren die Erinnerungen der Teilnehmenden an das Thema in der Schule sehr vage und wenn das Thema konkreter erinnert wurde, tauchte es nur am Rande auf, beispielsweise im Kontext von Atomenergie, radioaktiver Strahlung oder der Funktionsweise von Atomkraftwerken und Teilchenspaltung, bzw. im Kontext einer Lektüre (konkret: „Die Wolke“). Somit können die Teilnehmenden alle nur wenig Erinnerungen zum Thema Tschornobyl aus der Schule berichten. Andere Informationsquellen erscheinen damit bedeutend wichtiger.

„Also wenn, müsste man sich schon selbst darüber informieren und so Dokumentationen schauen und sowas, um da richtig Ahnung zu haben. Würde ich sagen, in der Schule [hatten wir das] nicht, nee.“ (Berlin GD2, jüngere Generation, männlich)

„Nee, also ich glaube, in der Schule wurde es dann halt mal nur besprochen, wo es dann halt mal Richtung Atomkraftwerk ging. Wie funktioniert das mit der Teilchenspaltung? Und wie ein Atomkraftwerk aufgebaut ist, da wurde das mal aufgegriffen, aber ansonsten gar nicht.“ (Nürnberg GD2, jüngere Generation, weiblich)

Jahrestage wurden als Erinnerungsanlass nur sehr selten genannt. Wenn Jahrestage genannt wurden, dann als angemessener Anlass, um erneut kurz über das Ereignis zu berichten.

„Ich würde auch sagen, ich finde, eigentlich ist es perfekt, so wie es ist, eigentlich so. Man kann es mal zeigen, mit Dokus oder mal so nach ein paar Jahren, wenn so ein Jahrestag davon ist. Zum Beispiel dann sagen, heute vor 30 Jahren oder so zum Beispiel war dieses Unglück und dazu noch was erzählen. Das finde ich auch ... Aber zu viel, glaube ich, auch nicht. Aber noch weniger muss auch nicht sein. Also genau so wie es jetzt ist, ist es eigentlich gut.“ (Leipzig GD1, jüngere Generation, männlich)

Eine Teilnehmerin meint sich vage an Berichte zum ersten Jahrestag des Unglücks zu erinnern, setzt dies jedoch in den Kontext, dass es ansonsten schnell wieder ruhig um das Ereignis geworden war.

„Okay, dann war der erste Jahrestag, da wurde vielleicht berichtet: „Ja, heute ist der erste Jahrestag des Reaktorunglücks.“ Tschornobyl wurde vielleicht mal wieder in der Tagesschau erwähnt oder so, aber ich würde mal sagen, neun Monate danach war das irgendwie vergessen.“ (Nürnberg GD2, mittlere Generation, weiblich)

Vielmehr als Jahrestage des Reaktorunglücks waren **aktuelle Ereignisse**, bei denen Verbindungen zur Situation in Tschornobyl bestanden, Erinnerungsanlässe, bei denen die Teilnehmenden wieder an die Katastrophe in Tschornobyl dachten. So berichteten die Teilnehmenden zum Beispiel, der Krieg in der Ukraine, insbesondere die Kämpfe um das Atomkraftwerk Saporischschja oder Beschädigungen der Schutzhülle des ehemaligen Reaktors in Tschornobyl durch eine Drone, hätte die Erinnerungen an das Reaktorunglück von Tschornobyl und damit verbunden die Sorge um die Sicherheit von Kernkraftwerken wieder aufleben lassen. Auf diese Ereignisse wird später noch einmal im Abschnitt zu den verknüpften Themen eingegangen.

„Und durch den Krieg jetzt, das war ja auch dadurch bedingt, nicht dass die da das Ding [die Schutzhülle des Tschornobyl-Reaktors] kaputt machen. Das war ja nun wirklich vor zwei, drei Monate war das gewesen, wo das kaputt gegangen ist.“ (Berlin GD2, ältere Generation, männlich)

Daneben berichteten die Befragten, dass die Havarie des Atomkraftwerks in Fukushima als vergleichbares Unglück auch wieder Gedanken an Tschornobyl weckte. Fukushima als Thema war in fast allen Gruppendiskussionen präsent und stellte in der Erinnerung einen wichtigen Bezugspunkt dar, was ebenfalls weiter unten noch einmal intensiver exploriert wird.

„Fukushima war noch mal so eine Angst. Wie nennt man das? Belebungseffekt, dass es nochmal quasi hochkam.“ (Köln GD2, ältere Generation, männlich)

Auch die Diskussionen um den Bau neuer Atomkraftwerke oder die Weiterbetreibung älterer Anlagen führten laut Aussage der Teilnehmenden dazu, dass das Thema erneut in den Fokus rückte.

„Also ich hab jetzt noch mal dran gedacht, als sie jetzt gerade von Belgien wieder gesprochen haben, also das diese maroden Dinger wieder ans Netz nehmen wollen, die ja schon irgendwie und noch mehr bauen wollen.“ (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich)

Die Nichtfertigstellung des Kernkraftwerks Kalkar wurde ebenfalls als Beispiel genannt, das die kritische Auseinandersetzung mit den Gefahren der Atomkraft verdeutlicht.

Zusätzlich führte der Umgang mit Lebensmitteln für die Teilnehmenden immer wieder zu Erinnerungen an Tschornobyl. Insbesondere das Pilzesammeln im Wald wurde genannt oder der allgemeine Umgang mit Lebensmitteln. Auch der Kauf von Honig beim lokalen Imker, um keinen vermutlich radioaktiv verseuchten Honig zu kaufen, spielte bei einem Teilnehmenden noch immer eine Rolle. Diese Erinnerungsanlässe reichten also von unmittelbar nach dem Unglück bis in die Gegenwart hinein.

„Also, und dann haben Sie mir halt als Kind das erklärt. Da war ich vier, fünf Jahre alt, dass eben dieser Vorfall in Tschornobyl war und so weiter, und was da passiert ist und so weiter, und dass man deswegen das jetzt nicht essen darf, weil der Boden damit verseucht ist.“ (Nürnberg GD1, mittlere Generation, männlich)

„Wenn ich im Wald gehe Pilze sammeln, denk ich auch wieder dran.“ (Berlin GD2, ältere Generation, männlich)

Manche Befragte berichteten zudem, dass manchmal Gespräche über Atomkraft und damit verbunden über Tschornobyl auch spontan in der Familie oder im Freundeskreis entstünden. Konkrete Anlässe, warum das Gespräch auf dieses Thema kommt, wurden jedoch nicht explizit genannt.

„Wenn man darüber spricht oder jemand anspricht, ja, erinnert man sich dran, so n bisschen noch.“ (Berlin GD1, ältere Generation, weiblich)

Weitergabe von Erinnerung in den Generationen

Die Sichtbarkeit von Medienprodukten zur Reaktorkatastrophe scheint insgesamt ein wesentlicher Einflussfaktor auf das Fortbestehen der Erinnerung zu sein. Wie zuvor erläutert sind andere Erinnerungsanlässe für die Befragten eher nachrangig. Auch persönliche Gespräche zwischen den verschiedenen Generationen spielten eine eher untergeordnete Rolle, worüber vor allem die jüngere Generation berichtete. Manche berichteten über die direkte Weitergabe von Erfahrungen von Generation zu Generation. Bei anderen fanden keine Gespräche über das Unglück innerhalb der Familie statt, wodurch in diesen Fällen in der Regel die Medienprodukte (ggf. nachrangig ergänzt über Informationen aus der Schule) zum primären Erinnerungsanlass und zur einzigen Informationsquelle über das Unglück wurden. Die Erfahrungen und die Art der Weitergabe über Generationen hinweg variierten damit stark.

„Habe es trotzdem im Kind-, Jugendalter mitbekommen. Weil immer darüber gesprochen wurde, weil bei meiner Mutter darüber gesprochen wurde, weil man es im Fernsehen gesehen hat, dass eben ... Es laufen immer noch ganze viele Dokumentationen darüber, Reportagen. Also es ist nicht ein Thema, was in Vergessenheit geraten ist.“ (Köln GD2, jüngere Generation, weiblich)

„Also mit meiner Familie hab ich gar nicht drüber gesprochen, ich weiß davon, ich habe auch auf Netflix so eine Serie dazu geschaut, die glaube ich vor zwei, drei Jahren rauskam, die auch ganz beliebt ist.“ (Berlin GD2, jüngere Generation, männlich)

„Also, ich war auf der Welt, und da war atomare Verseuchung gar kein Thema so in Deutschland. Deswegen, das wurde wahrscheinlich in dem Zeitraum, wo es früher passiert ist, früher groß und breit gesagt. Aber das ist nicht mit zu mir in die Generation gekommen.“ (Leipzig GD2, jüngere Generation, männlich)

Bei aller Varianz der Informationsweitergabe zwischen den Generationen verliefen die Diskussionen im Wesentlichen sehr harmonisch zwischen den Vertreter*innen der verschiedenen Altersklassen. Lediglich bei der Betrachtung von Tschornobyl als abenteuerliche Reisedestination von Influencern auf YouTube zeigten sich größere Spannungen bzw. gegenseitiges Unverständnis zwischen den Generationen. Während in mehreren Gruppen die jüngere Generation dieses Phänomen als spannend und aufklärerisch empfand, stieß sie mit diesem Empfinden bei der mittleren und älteren Generation auf Unverständnis. Die Jüngeren verstanden Reisen in die Katastrophenregion als informativ – die Älteren als „Sensationslust“ und als taktlos gegenüber den damaligen Opfern. Die Jüngeren beurteilten die Sicherheit solcher Reisen als angemessen durch entsprechende Schutzkleidung, den Älteren war nicht ersichtlich, warum man sich persönlich in eine solche unsichtbare Gefahr begeben sollte.

„T1: Irgendwann will ich das auch mal machen. T2: Um Gottes willen. T1: Nach Tschornobyl, ja, na klar. Das ist ja ... T2: Da bist du verseucht, da bist doch ... T1: Nee. Du hast doch dort Anzüge. Du gehst in diesen riesengroßen Reaktor. T2: Aber denkst du, dass das schützt? Nee, ich würde das nicht machen. T1: Doch, ich will das machen.“ (Leipzig GD2, T1=jüngere Generation, männlich, T2=mittlere Generation, männlich)

„T1: Dass da jetzt, sage ich mal, Leute oder junge Leute, die zu dem Zeitpunkt noch gar nicht auf der Welt waren, dass sie dorthin reisen und so eine Art wie so [...] Sensationstourismus, das wusste ich zum Beispiel nicht. Und das finde ich auch irgendwie ... Also finde ich auch nicht in Ordnung, [...] weil ich denke, dass es einfach den Opfern gegenüber, die da vielleicht ihr Leben verloren haben oder deren Familien zerstört worden oder die selber gesundheitlich vielleicht jetzt noch drunter leiden, finde ich das ... I: Warum glauben Sie, machen die jungen Leute das? T2: Ich glaube Aufklärung. Einfach weil es jetzt gerade halt eben so ein bisschen in Vergessenheit gerät. Es wird eben kaum noch thematisiert. Und eigentlich ist es gerade wieder so ein Thema, ob ... Deutschland steigt aus. Da gibt es ja auch ganz viele Diskussionen, auch in anderen Ländern über Atomkraft. Und ich finde, man sollte die Vergangenheit immer nicht vergessen.“ (Nürnberg GD2, T1=mittlere Generation, weiblich, T2=jüngere Generation, weiblich)

Weitere kleine Uneinigkeiten gab es in den Gruppen zu den Themen Wahrscheinlichkeit eines erneuten Unglücks sowie zum Vertrauen in den Staat bezüglich der Vorbereitung auf ein erneutes Unglück und der zu erwartenden Transparenz der Kommunikation. Bei diesen Themen waren in zwei Gruppen die Vertreter*innen der jüngeren Generation zuversichtlicher und optimistischer als die der mittleren und älteren Generation, was, da es nur zweimal vorkam, jedoch nicht zwingend als ein allgemeingültiger Generationeneffekt interpretiert werden sollte.

„I: Glauben Sie denn, dass Deutschland gut vorbereitet wäre, wenn es nochmal, zu so einem Unglück kommt? T1: Nein. T2: Nein. Aber wir wissen ja nicht, was auf uns zukommt. T3: Also ich glaube schon, dass man einfach besser vorbereitet ist als damals. Einfach weil man heutzutage noch viel mehr [...] fortschrittlichere Technologien hat als noch vor 40 Jahren.“ (Berlin GD2, T1=mittlere Generation, weiblich, T2=ältere Generation, männlich, T3=jüngere Generation, männlich)

Verknüpfte Themen

Im Zusammenhang mit dem Reaktorunglück von Tschornobyl wurden von den Teilnehmenden verschiedene andere Themenbereiche diskutiert, die ihnen in diesem Kontext in den Sinn kamen und in deren Richtung sich die Diskussion in Teilen bewegte. Besonders naheliegend waren dabei Themen mit Bezug zum Risiko der Atomenergie.

So war vor allem die Havarie des Atomkraftwerks **Fukushima** häufiger Bestandteil der Diskussionen, wobei wie bei Tschornobyl immer wieder betont wurde, dass die Auswirkungen des Unglücks, wie die Unbewohnbarkeit von Gebieten und die Zerstörung von Lebensgrundlagen, noch auf lange Zeit spürbar

sein werden. Spannend war die Frage, wie Fukushima nach den Erfahrungen von Tschornobyl überhaupt passieren konnte. Auch wenn bei dem Unglück von Fukushima kein technischer Defekt, sondern ein Tsunami die Ursache war, war das Unglück gleichermaßen ein Beleg für die Teilnehmenden, dass die Gefahren von Atomenergie auch nach Tschornobyl weiter unterschätzt werden.

Die Ereignisse in Fukushima haben nach Einschätzung der Befragten erneut das Bewusstsein für die Gefahren der Atomkraft geschärft und zu Debatten über die Unberechenbarkeit dieser Technologie geführt. Nicht zuletzt erinnerten die Teilnehmenden, dass die Katastrophe von Fukushima in Deutschland eine politische Kehrtwende auslöste, wobei die damalige Bundeskanzlerin Angela Merkel ihre Haltung zur Atomkraft änderte und den Atomausstieg beschloss. Dieses Verhalten wurde von einigen Teilnehmenden kritisch gesehen, weil dies eine Ausprägung eines gewissen Opportunismus von Politiker*innen darstelle.

„Das hat mich extrem geärgert damals, natürlich extrem geärgert, dass Frau Merkel sich dann damals aufspielen konnte als die große Vernunftsperson und die Retterin und so, die im Alleingang gegen Atomkraft und so weiter. Was halt auch nicht stimmt, die hat sich ja darüber, die ist einfach nur eingeknickt.“ (Köln GD1, mittlere Generation, weiblich)

„Ja, ich finde es sowieso immer komisch, wenn sowas dann passiert, wie bei Fukushima, dann geht immer eine Debatte los, auch mit den Politikern. Und dann hieß es dann immer: ‚Wir schalten hier was ab.‘ Und dies und das. Als ob sie da jetzt erst merken, dass das gefährlich ist. Ein paar Jahre später tun wir dann wieder, als wäre es überhaupt nicht gefährlich. Bis dann wieder was passiert. Und dann tun wir mal wieder, als wäre es nicht so gefährlich.“ (Leipzig GD1, mittlere Generation, weiblich)

Ein Teilnehmer kritisierte auch die japanische Regierung, da er den Eindruck hatte, hier wurde nicht von Beginn an transparent über das Ausmaß des Unglücks kommuniziert, was eine weitere Parallele zum Unglück von Tschornobyl darstellte.

„Weil eigentlich, von der Katastrophe her, ist Fukushima viel schlimmer. Da sind drei Reaktoren hochgegangen, komplett, in Tschornobyl war es einer. Und die Japaner haben das am Anfang auch schön versucht zu vertuschen. Man hat, wo der erste hochgegangen ist ... Man hat mal so eine kleine Rauchsäule hochschießen sehen und man hat gesehen, es war eine Verpuffung. Eindeutig. Und das war der erste Reaktor, der hochgegangen ist.“ (Nürnberg GD1, mittlere Generation, männlich)

Es wurde von den Teilnehmenden zwar auch immer wieder betont, dass die Katastrophe in Fukushima weit weg von Deutschland sei. Nichtsdestotrotz sahen sie sie als global relevantes Unglück und manche berichteten von spürbaren Folgen in ihrem Alltag, z.B. von einer erhöhten Sensibilität beim Fischkauf, insbesondere in Bezug auf die Herkunft aus dem Pazifik, da bei dem Unglück radioaktiv verseuchtes Wasser ins Meer gelangte.

„Also wenn hier irgendwo ein Atomkraftwerk ist, das geht ja nicht nur die Leute, die da daneben wohnen, an. Sondern das verseucht ja alles, die ganze Welt. Wie mit Fukushima. Also Fukushima, das läuft ja alles immer noch, wie man hört, ins Meer. Oder dieses Kühlwasser oder was auch immer das da ist. Aber das ist dann schon bedenklich. Ich meine, das Meer gehört ja zur ganzen Welt und da wird auch gefischt und wir essen die Fische. Und das verschwindet ja auch nicht. Also, es bleibt ja ein paar 100 Jahre.“ (Leipzig GD1, mittlere Generation, weiblich)

„Dass ich danach, als Fukushima war, immer drauf geachtet habe, wenn ich Fisch gekauft habe, aus welchem Gewässer der war. So, weil ich irgendwie immer gedacht habe, da muss ich mit sehr viel aufpassen, weil die haben ja auch, ist ja auch Zeugs halt ins Meer geflossen.“ (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich)

Die Meinungen zum **Atomausstieg** generell wurden im Zusammenhang mit dem Reaktorunglück von Tschornobyl auch immer wieder besprochen und waren geteilt, wobei viele Teilnehmende selbst eine zwiegespaltene Haltung einnahmen.

„Also ich denke, die meisten Leute haben deswegen Angst eher in Deutschland vor den Unglücken, die da passieren können, nicht vor der Atomkraft selber an sich. Sondern eher vor den Ursachen, was passieren könnte, wenn da ein Unfall wäre. Ich glaube, an sich sieht da keiner ein Problem mit Atomkraft, weil ... Also ich habe mal gehört, das soll die sauberste Energie eigentlich schon sein, die man also gewinnen kann, so an sich. Aber halt wenn ein Unglück passiert, dann ist es mit das Größte, Schlimmste, was passieren kann.“ (Leipzig GD1, mittlere Generation, weiblich)

Einerseits wurde Atomkraft als beängstigend wahrgenommen, insbesondere im Hinblick auf die Entsorgung radioaktiver Abfälle und die Gefahr von Unfällen wie Tschornobyl oder Fukushima. Die Angst vor solchen Unglücken war ein Hauptgrund für die kritische Haltung gegenüber der Atomkraft in Deutschland und es wurde betont, dass es weniger risikoreiche Energiegewinnungsmethoden gibt.

„Also ich finde Atomenergie generell gruselig und wenn man sich damit näher befasst und länger befasst, will man schon, dass jetzt früher oder später hier kein Atomkraftwerk mehr steht. Und die Folgen sind einfach so wahnsinnig schlimm und groß. [...] Jetzt, aus dem heutigen Standpunkt, würde ich es auch sofort unterschreiben, dass ich jetzt dagegen bin.“ (Berlin GD1, mittlere Generation, weiblich)

Andererseits wurde die Entscheidung, Atomkraftwerke in Folge solcher Ereignisse abzuschalten, als übereilt empfunden, was insbesondere aufgrund der seit dem Ukraine-Krieg eingestellten Gas-Lieferungen aus Russland ein Thema für die Befragten wurde. Es wurde zudem kritisiert, dass Deutschland den Ausstieg beschlossen habe, nun aber Strom, darunter auch Atomstrom, aus dem Ausland importiere. Außerdem sahen manche Teilnehmenden Atomenergie als saubere und effiziente Energiequelle mit hohem Ertrag bei geringem Aufwand. Es wurde auf der Pro-Seite argumentiert, dass die Technologie bei entsprechender Sicherheit und bewusster Nutzung ein kalkulierbares Risiko darstelle.

„Und ich verbinde tatsächlich mit Kernenergie, im weitesten Sinne, günstigen Strom. Also wenig Aufwand, sehr hoher Ertrag. Ganz einfach. Also natürlich, die Gefahren sind da. Aber wenn man überlegt, wie viele Atomkraftwerke es auf der Erde gibt [...] und wie viele Vorfälle es bis jetzt gab, es ist ein kalkuliertes Risiko.“ (Nürnberg GD1, mittlere Generation, männlich)

„Auf der anderen Seite hab ich bei mir gemerkt als Russland oder wir auch mit Russland keinen Gasvertrag mehr hatten und nicht klar war, wie wir über den Winter kommen. Da habe ich mir schon ein Stück weit gewünscht, dass wir unsere Kernkraftwerke hier vielleicht wieder hochfahren, um einfach ein Stück unabhängiger zu sein und jetzt hier nicht mit irgendwelchen freigängigen Geschichten sich über Wasser halten müssen. Da habe ich schon so gemerkt, hab ich mir dann komischerweise gedacht: Na, das können wir erst mal wieder hochfahren, damit wir erstmal diese blöde Zeit überbrücken.“ (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich)

Neben möglichen Unfällen wurde die Entsorgung und **Endlagerung** von radioaktiven Abfällen als das größte Problem der Kernenergie wahrgenommen, da sie ungeklärt sei und über Jahrtausende sichergestellt werden müsse. Es wurde kritisiert, dass es keine sichere Lösung für die Lagerung gebe, was die Demonstrationen und Protesten bei den Castortransporten auslöste. Es wurde zudem die Sorge geäußert, dass die Lagerstätten undicht werden könnten und die Langzeitfolgen für Boden und Umwelt unbekannt seien, was auch zukünftige Generationen betreffen würde.

„Es ist gefährlich. Wo ich mich dann immer frage, warum man sowas überhaupt erfunden hat, wenn man am Ende gar nicht weiß, wohin mit den Abfällen oder wo man die lagern soll. Ich habe schon in verschiedenen Dokus gesehen, dass die Lagerstätten, wo die das haben, da geht keiner mehr hin. Auf einmal platzen da irgendwelche Sachen auf und dann tritt vielleicht Atomkraft aus und niemanden interessiert das. Aber ich denke mal, dass wir Atomenergie brauchen. Da bin ich mir ziemlich sicher. Aber ich denke, das sollte einfach sicherer gestaltet werden.“ (Leipzig GD1, mittlere Generation, weiblich)

Außerdem war in den Diskussionen die Angst vor **Atombomben und Atomunglücken durch Krieg** ein wiederkehrendes Thema. Manche Teilnehmenden erinnerten sich in dem Zusammenhang an frühere Bildungsinhalte aus Zeiten des kalten Krieges über den Einsatz von Atomwaffen und die damit verbundenen

Bilder. Die Bedrohung durch Atomwaffen wurde im Kontext von Terroranschlägen, der Aufrüstung von anderen Ländern und der allgemeinen Instabilität in der Welt als noch immer relevant empfunden.

Vor allem aber war die Sorge um die Sicherheit von Atomkraftwerken in Kriegsgebieten erkennbar, da Angriffe auf diese Anlagen als reale Gefahr wahrgenommen wurden. Wie oben schon erwähnt, wurden direkte Bezüge zu den Kämpfen in Tschornobyl hergestellt, bei denen die Hülle des Reaktors beschädigt wurde und die Angst vor einem Austritt von Strahlung bestand. Außerdem wurde das Atomkraftwerk Saporischschja mehrfach als aktuelles und bedrohliches Beispiel genannt. Die Kämpfe um das Kraftwerk und die Befürchtung, dass es bombardiert oder beschädigt werden könnte, lösten große Ängste aus. Die Kontrolle durch internationale Behörden wurde von den Teilnehmenden zwar ein Stück weit als beruhigend wahrgenommen, aber dennoch blieb eine generelle Beunruhigung über die Sicherheit eines Atomkraftwerks in einem Kriegsgebiet bestehen.

„Ich habe jetzt manchmal noch Angst hier über Saporischschja, da merke ich, dass es für mich ein Thema ist, wenn sie das da bombardieren und was weiß ich alles, ob dann doch mal was passiert. Da in unsere Richtung. [...] Ja, also man ist da schon ängstlich.“ (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich)

Ein Thema, das zwar nicht in Verbindung zu Atomunglücken steht, aber dennoch in den Diskussionen immer wieder als Parallel – vor allem im Bereich Notfallschutz – genannt wurde, war die **Corona-Pandemie**. Die Teilnehmenden bezogen sich häufig hinsichtlich der Informationspolitik und der gesellschaftlichen Reaktionen auf die Pandemie. Es wurde beispielsweise angemerkt, dass die Regierung bei Corona eine starke Durchsetzungskraft zeigte, beispielsweise bei Ausgangssperren, was man zuvor in Deutschland nicht für möglich gehalten hätte.

Ein wiederkehrendes Thema war die Auslösung von Panik und Unsicherheit in beiden Krisen. Bei Corona führte dies zu Hamsterkäufen und einer allgemeinen Unsicherheit unter der Bevölkerung. Die Teilnehmenden betonten die Schwierigkeit für die Politik, in einer solchen Krise ein gesundes Maß zwischen der Vermittlung der Wahrheit und der Vermeidung extremer Panik zu finden – auch und gerade angesichts einer unbekannten Situation. Beim Reaktorunglück von Tschornobyl wurde kritisiert, dass es damals keine konkreten Anweisungen gab, wie man sich verhalten sollte. Im Gegensatz dazu schätzten einige Teilnehmende die klaren Maßnahmen während Corona wie Maskenpflicht oder Ausgangssperren und beurteilten die schnelle und konsequente Umsetzung als bemerkenswert.

„Ich denke schon, dass die gut was machen können. Doch, ich denke, wenn sie wollen, können Sie's schon. Also so hat man ja auch bei Corona gesehen, fand ich dann sehr auch sehr viel durchgesetzt, was so mit Ausgangssperren und so, was man vielleicht so nie gedacht hätte, dass sowas in Deutschland stattfindet.“ (Berlin GD1, jüngere Generation, weiblich)

„Naja, man hat ja auch bei Corona gemerkt, dass so schon Panik ausgelöst hat und da gab es ja auch diese Hamsterkäufe, sag ich jetzt mal. Also das hat jetzt nichts mit Kernkraftwerken zu tun, aber ich meine, wenn du... Du musst halt ein gutes Maß finden in der Krise zwischen so zwischen die Wahrheit sagen und trotzdem versuchen, keine zu krasse Panik auszulösen. Aber jetzt, da [beim Reaktorunglück von Tschornobyl] war es halt kein gesundes Maß, einfach nur nicht. Das war einfach nur gar nichts.“ (Berlin GD2, jüngere Generation, männlich)

Auch wenn die Maßnahmen im Rahmen der Corona-Politik von manchen als konkreter und besser als beim Reaktorunglück von Tschornobyl beurteilt wurden, erklärten andere, dass ihr Vertrauen in die Politik und Behörden durch die Corona-Pandemie gelitten hätte. Vor der Pandemie bestand ein größeres Vertrauen, dass im Falle eines Unglücks für die Bevölkerung gesorgt würde; dieses Vertrauen sei nun nicht mehr vorhanden. Es wurde kritisiert, dass es während der Pandemie an Einigkeit mangelte, sowohl innerhalb der Politik der Bundesrepublik als auch zwischen den verschiedenen Ländern, was die Wirksamkeit von Maßnahmen beeinträchtigte. Teils widersprüchliche Aussagen von Experten und Expertinnen beeinträchtigten das Vertrauen überdies.

„Nein, glaube ich einfach nicht. Weil gerade jetzt sowieso nicht mehr, nach dem, was mit Corona war. Also das ist ja mächtig schiefgegangen. Also vorher hatte ich mehr Vertrauen, überhaupt in das Ganze.“ (Leipzig GD1, mittlere Generation, weiblich)

„Damals war es auch so, [...] wie bei Corona. Der Experte sagt: ‚Hü!‘ Der andere Experte sagt: ‚Hott!‘ Weil keiner jemals in echt live was damit zu tun gehabt hat. Keiner hat sagen können, wenn ich dort draufdrücke, passiert das.“ (Nürnberg GD1, ältere Generation, männlich)

Gleichzeitig wurde die Befürchtung geäußert, dass bei einem erneuten großen Unglück die Gesellschaft ähnlich wie bei der Pandemie in Überforderung, Demonstrationen und die Verbreitung unterschiedlicher Meinungen abdriften würde.

„Ich ziehe wieder die Parallele zu Corona, ganz einfach, dass sie zwischendrin einfach überfordert wären. Das denke ich. Und du hättest, wie gesagt, wieder diese ganzen Freigeister, sage ich mal, die ihre Meinung kundtun müssen und ewig viele Leute mitziehen. Ich denke, dass es genauso ausarten würde. Dann wird es ohne Ende wieder Demonstrationen geben und dies und das und jenes.“ (Nürnberg GD1, mittlere Generation, männlich)

5.3 Offene Fragen

Die Befragten äußerten teils spontan und teils auf Nachfrage der Moderatorinnen, dass die Diskussion über das Thema ihr Interesse geweckt habe und sie zu manchen verbundenen Themenbereichen gerne noch mehr erfahren würden.

Allem voran war hier der **Notfallschutz** im Falle eines Atomunfalls ein wichtiges Thema: Es wurde hinterfragt, wie gut Deutschland tatsächlich vorbereitet wäre und welche Notfallpläne für die Bevölkerung existierten. Insbesondere wurde der Wunsch geäußert, zu erfahren, welche Schutzmaßnahmen der Staat ergreifen würde und was die Bürgerinnen und Bürger selbst im Falle eines solchen Ereignisses tun sollten. Praktische Anleitungen zum Umgang mit einem Reaktorunfall wurden als wünschenswert erachtet. Manche Teilnehmenden stellten zudem die Frage, ob es Medikamente gebe, die nachträglich zur Milderung der Folgen eines Atomunfalls eingesetzt werden könnten, sowie die Frage, inwiefern der Staat tatsächlich verpflichtet wäre, die Bevölkerung zu informieren.

„Also der Schutz an sich würde mich interessieren, wie der eigentlich aussieht. Also was für ein Notfallplan eigentlich vorgesehen wäre, wenn der Fall der Fälle wäre.“ (Leipzig GD1, mittlere Generation, weiblich)

„Also ich würde einfach mal gerne wissen, wie man in so einer Situation einfach am besten damit umgehen würde. Ich habe einfach wirklich gar keine Ahnung.“ (Nürnberg GD2, jüngere Generation, weiblich)

„Es ist auch wichtig da zu wissen, ob die uns überhaupt Infos geben müssen. Was ist denn, wenn das irgendwo neben uns passiert und die sagen uns gar nichts? Müssen sie das denn?“ (Leipzig GD1, mittlere Generation, weiblich)

Ein weiteres zentrales Interesse galt den **langfristigen gesundheitlichen Folgen** des Reaktorunglücks von Tschornobyl, insbesondere den Auswirkungen auf die Menschen, die in den betroffenen Gebieten leben oder dort geboren wurden. Zudem interessierten die Teilnehmenden der aktuelle Kontaminationsgrad in ehemaligen Katastrophengebieten sowie die Frage, wann diese Gebiete wieder betretbar sein werden und wie sich die Ausbreitung der Radioaktivität über die Jahre entwickelt hat. Auch inwiefern Radioaktivität heute noch in Deutschland oder Europa nachweisbar ist, blieb eine offene Frage. Einige Teilnehmende interessieren sich zudem für wissenschaftliche Studien zu gesundheitlichen Langzeitfolgen.

„Also bei mir wäre es auf jeden Fall wirklich diese ganzen gesundheitlichen Folgen. Was das mit den Menschen bis heute noch... Weil sie sind ja bis heute, glaube ich, immer noch auf jeden Fall beeinträchtigt, die da in diesem ganzen Umkreis gewohnt haben oder die da halt auch zur Welt kommen.“ (Berlin GD1, jüngere Generation, weiblich)

„Ich hätte gerne mal gewusst, wissenschaftlich mit Datenanalysen, wie weit jetzt dort die Verseuchung noch aktiv ist. Ab wann man davon ausgehen kann, dass das Land wieder betretbar ist. Also das ist dann 30 Jahre dann schon her. Und was jetzt nach 30 Jahren, wie weit das jetzt dort verbreitet ist, also ob das jetzt länger, breiter geworden ist, das Gebiet.“ (Leipzig GD2, mittlere Generation, männlich)

Am Rande äußerten einzelne Teilnehmende Interesse an den rechtlichen Rahmenbedingungen, unter denen Atomkraftwerke gebaut und betrieben werden, und inwiefern sich diese im Falle eines Unfalls ändern sollten, um beispielsweise Baumaßnahmen oder Sicherheitsvorkehrungen anzupassen. Auch die Frage, wie mit aktuellen Ereignissen wie den Angriffen in Saporischschja seitens der Strahlenschutzbehörden umgegangen werde, wurde aufgeworfen.

6 Konsequenzen für Politik und Notfallschutz

6.1 Wahrscheinlichkeit eines erneuten Unglücks

Dass ein Unglück wie in Tschornobyl oder Fukushima, solange Atomkraftwerke in Betrieb sind, jederzeit wieder passieren könnte, daran hatten viele Teilnehmende keinen Zweifel. So empfanden sie die Atomenergie als prinzipiell unberechenbar und gefährlich, was am Brennstoff selbst liege und auch durch beste Sicherheitsmaßnahmen nie komplett kompensiert werden könne. Außerdem verwiesen sie auf menschliche Fehlbarkeit als einen Grund, warum ein solches Unglück jederzeit wieder auftreten könnte. Weitere konkrete Ursachen für zukünftige Unglücke könnten Kriege, Attentate, veraltete Technik, mangelnde Sicherheit oder nicht ordnungsgemäße Wartung darstellen. Als Ursache für mangelnde Sicherheit vermuteten die Teilnehmer einer Nürnberger Gruppe steigenden Kostendruck bei der Energieerzeugung.

„T1: Also sagt mir auch mein Gefühl. Einfach weil Atomenergie so unberechenbar ist und das halt vielleicht auch von, weiß ich nicht, Experten oder Physikern oftmals nicht so beherrscht werden kann, um ein Unglück zu verhindern. T2: Ich denke wir sind alle Menschen und alle Menschen machen Fehler und das kann man nicht ändern und deswegen können auch da Fehler passieren.“ (Nürnberg GD2, T1 = mittlere Generation, weiblich, T2 = jüngere Generation, weiblich)

In manchen Gruppendiskussionen tauchte das ukrainische Atomkraft Saporischschja als aktuelle Bedrohung auf, da es vom Krieg in der Ukraine direkt bedroht sei. Jedoch wurde auch auf andere Atomkraftwerke in erdbeben- oder tsunamigefährdeten Gebieten verwiesen, die bei einer entsprechenden Naturkatastrophe gefährdet sein könnten. Unmittelbar in Deutschland sahen die Teilnehmenden aufgrund des Atomausstiegs keine Gefahr bzw. würden auch ohne diesen aufgrund hoher Sicherheitsmaßnahmen und strenger Kontrollen keine Gefahr sehen. Sie misstrauten aber Nachbarländern wie Polen oder den Niederlanden und vermuteten, dass die Sicherheitsstandards dort nicht ausreichen.

„T1: Naja und Belgien fährt ja ihre Sachen auch wieder hoch, die sind ja ziemlich marode, also da haben sie ja jetzt schon gesagt, da sind ja irgendwelche. T2: Ja und Polen will neue bauen. Kaufen wir da ein? T1: Aber die sind alle dicht bei uns dran. Also eigentlich ist es wurscht, ja, wenn da was passiert, sind wir sowieso... T2: Da hätten wir sie auch behalten können.“ (Berlin GD2, T1 = Mittlere Generation, weiblich, T2 = ältere Generation, männlich)

Das Risikobewusstsein war also bei den meisten hoch und das Ausmaß eines eingetretenen Risikos wurde als weitreichend eingeschätzt: Radioaktivität breite sich weiträumig aus und Risiken beträfen nicht nur die Gesundheit des Menschen, sondern auch die Umwelt und die Wirtschaft (v.a. die Landwirtschaft). Die Folgen von Unglücken rund um das Thema Atomkraft seien katastrophal und entsprechende Bilder von Krankheiten und Umweltauswirkungen prägten die Risikoeinschätzung vieler Teilnehmender.

„Dass eben so was auch bei uns passieren kann und dass so was uns dann halt auch extrem betreffen kann, was das gesundheitlich angeht, was die Wirtschaft angeht. Ich meine so Anbau von bestimmten Pflanzen, ob das dann alles noch möglich ist oder ob da ein Gesundheitsrisiko entsteht, so was. Also wie sehr sich das auch eben auf uns auswirkt.“ (Nürnberg GD2, jüngere Generation, weiblich)

In vielen Gruppen wurde außerdem die zeitliche Dimension dieser höheren Risikoeinschätzung diskutiert. So glaubten manche Teilnehmende, dass die Menschen früher nicht so intensiv über die Gefahren der Atomenergie aufgeklärt gewesen seien und die Tragweite eines Unglücks deshalb nicht überblicken konnten. Diese mangelnde Informationslage damals sollte Anlass sein, sich heute zu informieren, um nicht wie damals von den Geschehnissen überwältigt zu werden. Gleichzeitig wurde von einer Teilnehmerin in Köln die gegensätzliche Theorie geäußert, dass die Menschen heutzutage unempfindlicher gegen Risiken seien und sie im Allgemeinen „schöngerechnet“ würden. Einig waren sich die meisten Teilnehmenden, dass ein erhöhtes Risikobewusstsein für die Gefahren von Kernenergien auch heute noch notwendig sei, um zu entscheiden, ob man diese in Kauf nehmen möchte.

„Also ich finde, das zeigt eigentlich immer noch einmal, dass man sich bewusst machen soll, was für Risiken das birgt. Weil ich glaube, den Menschen damals war gar nicht bewusst ... Also wie sie auch schon sagte, davon wurde man überwältigt, weil man sich mit so was davor gar nicht auseinandergesetzt hat wirklich. Und deswegen sollte man, gerade jetzt in der Zeit, wo das noch mal so ein Thema ist, sich noch mal wirklich den Risiken bewusstwerden und wissen, ob man so was halt auch noch mal in Kauf nehmen will.“ (Nürnberg GD2, jüngere Generation, weiblich)

„Ich empfinde da auch so ein bisschen einen Stimmungswandel, auch hierzulande, den ich so ein bisschen komisch finde. Die neue Generation der Unempfindlichkeit gegenüber diesen Gefahren der Kernkraft. Ich glaube, dass man sich auch vieles schönrechnet, wenn es um die Kosten von Kernkraft geht.“ (Köln GD1, mittlere Generation, weiblich)

Auch gegenüber zukünftigen, noch nicht geborenen Generationen sei es unverantwortlich, die unklaren Auswirkungen von radioaktivem Material, auch in Bezug auf dieendlagerung von radioaktiven Abfällen, in Kauf zu nehmen, wie in einer Kölner Gruppe argumentiert wurde.

„Und wenn diese Menschen dann mit ihren primitiven Mitteln das Zeug ausbuddeln, dann sind die ja auch gleich wieder hinüber. Ne, also das heißt, dass die Wirkungsweise, die ist heute noch nicht geklärt. Sie sind gar nicht für die nächsten Generationen einschätzbar, wie das weitergegeben werden kann, wie wichtig und wie, ja, wie gefährlich das ist. Und da können die heutigen Menschen gar keine Verantwortung für haben.“ (Köln GD1, ältere Generation, männlich)

Es gab jedoch auch ein paar Stimmen, die die Wahrscheinlichkeit eines erneuten Unglücks insbesondere in Europa als eher gering einschätzten. Es gebe hohe Auflagen und strenge Sicherheitsvorkehrungen in modernen Atomkraftwerken und auch Fukushima wäre ohne einen externen Impuls, den Tsunami, nicht passiert. Dass absolute Sicherheit jedoch nicht möglich sei, war auch diesen Teilnehmenden klar.

„Ja, aber gerade in Deutschland, wir haben ja so hohe Sicherheitsmaßnahmen und TÜV und dieses, jenes. Also ich mache mir da nicht groß Gedanken, dass hier in Deutschland irgendwas damit passieren könnte.“ (Leipzig GD2, jüngere Generation, männlich)

6.2 Vorsorge und Wahrnehmung von radiologischem Notfallschutz

In der Politik

Ob Deutschland aktuell auf Katastrophen und insbesondere ein nukleares Unglück vorbereitet ist, darüber waren die Teilnehmenden geteilter Meinung. Auf der einen Seite standen skeptische Teilnehmende, die nicht daran glaubten, dass Deutschland momentan gut aufgestellt wäre. Es wurde befürchtet, dass im Ernstfall alle, inklusive der Politik, überfordert wären und chaotische Zustände folgen würden. Die Teilnehmenden gingen nicht davon aus, dass es klare Pläne und umfassende Informationen für die Bevölkerung gäbe. Ein Teilnehmer äußerte außerdem die Sorge, dass die Politik versuchen würde, die Situation aufgrund ihrer fehlenden Vorbereitung herunterzuspielen.

„Also ich finde da sind wir in unserem Katastrophenschutz hier sowieso grottenschlecht, das kriegt man ja an verschiedenen Stellen mit. [...] Wo du hingehen kannst und wo du Hilfe kriegst und so weiter. Aber in Richtung Kernenergie und Supergau, da müsste man ja erst mal wissen, wie kann man sich überhaupt schützen, gibt es irgendwie eine Möglichkeit sich zu schützen? Und dann eben so einen Plan, Stufe ABC. Zieh ich einfach nur eine Maske auf, geh ich in den Keller oder was mache ich? [...] Es gibt hier in Deutschland für jede Scheiße irgendeine Vorschrift. [...] Wenn ich nicht den Rauchmelder da dran habe oder wenn ich nicht die Heizung einbaue, und das muss alles TÜV [geprüft sein], damit mir auch nichts passiert und damit der Gemeinschaft nichts passiert. Und dass alles gut ist. Aber für so ne Sache, wenn in unserem Land oder in den angrenzenden Ländern eine Katastrophe ist, dann gibt's überhaupt kein Plan.“ (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich)

Viele Diskussionen waren entsprechend von einem großen Misstrauen in die Politik und staatliche Institutionen durchzogen, insbesondere vor dem Hintergrund der Erfahrungen während der Corona-Pandemie. Die oben angesprochene Sorge, dass nicht zeitnah, transparent und ehrlich kommuniziert

würde, durchzog mehrere Gruppen. Verstärkt wurden diese Ängste durch die Wahrnehmung eines weltweiten Rechtsrucks in der Politik, der mit sich bringe, dass die Gefahren von Atomkraft negiert würden. Die Informationspolitik sei immer davon abhängig, welche Partei das Sagen habe. Wenn man auf Informationen aus Ländern angewiesen sei, die nicht transparent und demokratisch reagiert würden, könne die Zusammenarbeit in einer globalisierten Welt nicht funktionieren. Jedes Land würde sowieso eigene Maßnahmen aufsetzen, die dann zusammen nicht funktionieren würden.

„Also wir sind nicht gut informiert und wir finden, dass es Aufgabe des Staates ist, da zu lenken und zu leiten und zu informieren auf allen Ebenen schon ganz früh bis ganz alt und das machen sie aber nicht.“ (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich)

„I: Haben Sie da nicht mehr Vertrauen in die deutschen Behörden? T1: Nein, glaube ich einfach nicht. Weil gerade jetzt sowieso nicht mehr, nach dem, was mit Corona war. Also das ist ja mächtig schiefgegangen. Also vorher hatte ich mehr Vertrauen, überhaupt in das Ganze. T2: Es kommt halt auch immer drauf an, wie die alle politisch auch stehen, weil jede Richtung sieht ja was anderes. Und die halten ja immer zu ihrer Meinung. Und dann ändern die sich nicht mit, sondern die sind strikt nach dieser Sicht, die die haben.“ (Leipzig GD1, T1 = mittlere Generation, weiblich, T2 = jüngere Generation, männlich)

„Gerade der Rechtsruck der europäischen Politik, das hat auch leider immer mehr zur Folge, dass diese Rechtsregierungen auch eher auf Atomkraft stehen. Und das macht mir schon Angst.“ (Köln GD1, mittlere Generation, weiblich)

Vereinzelt nahm die Skepsis gegenüber der Politik größere Ausmaße an. So war ein Teilnehmer aus Köln der Meinung, die Politik betreibe lieber Machtspiele, anstatt die Bevölkerung zu schützen. In der anderen Kölner Gruppe, aber auch in Leipzig, nahmen die Teilnehmenden an, dass sich Politiker*innen im Katastrophenfall eher selbst in Sicherheit bringen würden, während die Bevölkerung die Konsequenzen tragen müsse.

„Ich habe das Gefühl, dass sie jetzt für uns, für das Volk, nicht wirklich viel tun. Und im schlimmsten Fall, wenn was passieren sollte, sieht man Politiker, die in ihrem Privatjet irgendwo in ihren privaten Bunker sich verkrümeln und, ja, wir müssen es am Ende ausbaden.“ (Köln GD2, jüngere Generation, weiblich)

In diesem Rahmen wird zwar die Gründung und Existenz des BfS positiv bewertet. Dass im Interview mit Inge Paulini herausklang, dass das BfS Maßnahmen und Pläne vorbereitet habe, beruhigte zu einem gewissen Grad. Dennoch waren sich die Teilnehmenden auch hier nicht sicher, wie die Pläne aussehen, wie Strahlenschutz konkret umgesetzt würde und bei der Bevölkerung ankäme.

„Aber ich finde gut, dass diese Gründung des Strahlenschutzbundesamts, dass es jetzt existiert. Ja, das ist eine Menge, zumindest was getan wird.“ (Berlin GD1, mittlere Generation, weiblich)

„T1: Die Frage ist, warum sind wir heute bessergestellt? Weil wir haben heute, neu gegründet, ein Bundesamt für Strahlenschutz, das ... Was macht das? Das misst und beobachtet kontinuierlich. Ein Traum. [lacht] T2: Dieser letzte Absatz, der stört mich so massiv. Auch heute halten die ihre Gesichter in die Kamera rein, egal zu welchem Thema. Wir sind viel besser aufgestellt. Was Konkretes kommt da nicht. Ich finde das total interessant, dass das immer noch nachgewiesen wird. Und dass das erst zur Hälfte zerfallen ist. Das hätte ich nicht gedacht, das wusste ich auch nicht. Das ist interessant. Aber so dieser letzte Absatz, erkläre doch mal warum. Sagt doch mal konkret, was sie da machen.“ (Köln GD2, T1 = ältere Generation, männlich, T2 = mittlere Generation, weiblich)

Den Katastrophen- und Notfallschutz selbst empfanden die skeptischen Teilnehmenden als ausbaufähig. Vor allem die Bundesregierung wurde als Hauptverantwortliche benannt: Es fehle an Aufklärung und Informationen dazu, wie man sich im Ernstfall schützen solle und die Bevölkerung solle aus Sicht der Teilnehmenden anhand verschiedener Szenarien auf den Ernstfall vorbereitet werden. In diesem Zuge forderten viele Teilnehmende auch, dass Schulen und andere Institutionen ausführlicher über Notfallschutz informieren, so wie sie sich an die Situation in der DDR erinnerten.

„Wir waren damals aber besser informiert, finde ich. Also was im Ernstfall ist. Wir hatten früher manchmal in der Schule auch solche Sachen, wie wenn so ein Alarm ist: Was würdest du machen? Also das kenne ich heute von den Kindern gar nicht. Wenn sowas heute kommt, da weiß doch keiner, was er machen soll.“ (Leipzig GD1, mittlere Generation, weiblich)

Gleichzeitig waren einige Teilnehmende der Ansicht, Deutschland sei heute deutlich besser vorbereitet als früher. Fortschrittliche Technologien und eine umfassende Sicherheitskultur ließen sie hoffen, dass mit einer ähnlichen Katastrophe in Deutschland heute anders umgegangen würde. Auch die internationale Zusammenarbeit, z.B. über die EU, wurde in einer Nürnberger Gruppe als positive Entwicklung hervorgehoben. Ein Teilnehmer in Leipzig hoffte, dass man aus Tschornobyl gelernt habe, wie man reagieren solle, welche Maßnahmen helfen und was man heute besser machen könne. Auch auf eine hohe Hilfsbereitschaft in Deutschland zählten die Teilnehmenden.

„Also ich denke, dass es heute alles viel, viel schneller vonstatten gehen würde, sage ich mal, die Bevölkerung zu evakuieren. Und dass da, denke ich, schon auch durch die EU oder so viel mehr Zusammenarbeit herrscht und dass, denke ich, heute so Maßnahmen, denke ich viel, viel schneller ergriffen werden würden.“ (Nürnberg GD2, mittlere Generation, weiblich)

In den Medien

In diesem Zuge wurde die heutige Informationspolitik kritisch diskutiert: Manche Teilnehmende befürchteten, dass die Bevölkerung heutzutage – im Gegensatz zur restriktiven Informationslage von früher – über die verschiedenen Medien mit Informationen regelrecht überflutet würde und Schwierigkeiten hätte, wahre von falschen Informationen zu trennen. Entsprechend befürchteten mehrere Teilnehmende Falschinformationen über Social Media, Massenpanik und um sich greifende Gerüchte. Hier zogen einige Teilnehmende wieder Parallelen zur Covid-19-Pandemie.

„Ja, wenn man sofort alles preisgibt, wird es sehr wahrscheinlich eine Massenpanik geben. [...] Social Media würde auf jeden Fall durch die Decke gehen. Da werden die wildesten Fakes, Deep Fakes und KI-Videos und Falschinformationen geteilt.“ (Nürnberg GD1, jüngere Generation, männlich)

Auch der Vergleich zur Situation rund um Tschornobyl spielte in vielen Diskussionen eine zentrale Rolle. Damals hätte es, wie oben beschrieben, zu wenige Informationen gegeben und die Dinge seien eher verharmlost worden, was Unwissenheit, aber auch weniger Panik nach sich zog. Heute herrsche eine Informationsüberflutung in Medien und Internet in einer komplexen Medienlandschaft, in der faktenbasierte Berichterstattung mit tendenziöser vermischt sei und die es schwierig mache, wahre von falschen Informationen oder Fakten von Meinungen zu unterscheiden. Diese Gemengelage könne dann unnötige Angst auslösen. Die Herausforderung für die Medien heute sei, verantwortungsvoll mit dieser Fülle an Informationen umzugehen. Deshalb müsse sich auch die Bevölkerung selbst einsetzen, Informationen zu filtern und die Glaubwürdigkeit von Quellen zu prüfen.

„Also früher hatte man wahrscheinlich zu wenig Information, heute hat man zu viel Informationsangebote, sage ich mal. Da muss man heutzutage noch filtern. Ist das jetzt fake oder ist das echt oder ist das Video, was ich da gesehen habe, echt aus Tschornobyl oder ist das eines, was in Fukushima aufgenommen wurde und was einer mit KI generiert hat? Das heißt also, die Menge an Informationen ist eher vielleicht fast schon anstrengend, sozusagen, da das Richtige herauszufiltern. Und früher war das anstrengend, überhaupt an die Informationen ranzukommen.“ (Köln GD2, ältere Generation, männlich)

Von den Medien erwarteten die Teilnehmenden in erster Linie eine seriöse Berichterstattung. Dies bedeute, dass transparent, zeitnah, ehrlich und faktenbasiert berichtet werden solle. Die Balance sei zu wahren, keine Panik zu schützen und trotzdem klar und direkt über Risiken und Schutzmaßnahmen zu informieren. Die Menschen müssten unbedingt wissen, was zu tun sei und wie sie sich schützen könnten, und zugleich sollten sie auch über potenzielle Ursachen und Auswirkungen Bescheid wissen.

„Ehrlich ohne Panik zu machen [...] Naja, Fakten halt. Vielleicht umschreiben, dass man sagt: Wenn jetzt da wirklich was Ernstes ist, dass man den Leuten halt einen Plan zeigt, was sie tun können, wie

„sie sich schützen können oder was, dass sie nicht in Panik ausbrechen, einfach. Aber trotzdem nicht die Leute anzulügen.“ (Nürnberg GD1, jüngere Generation, männlich)

Die Sorge vor restriktiver Informationspolitik bestand daneben jedoch weiter, vor allem, sollte ein Reaktorunglück in Ländern passieren, die nicht transparent regiert würden. In diesem Zuge wurde auch, wie oben bereits angesprochen, die Dissemination von Informationen durch das BfS kritisiert.

„Aber ich bin etwas irritiert, wenn sie schreibt: ‚Wir messen und beobachten kontinuierlich, um auf eine solche Katastrophe vorbereitet zu sein und rasch reagieren zu können.‘ Also die schreiben, sie sind jetzt besser vorbereitet, aber keiner sagt, wie oder was.“ (Leipzig GD 1, mittlere Generation, weiblich)

„Die sind darauf angewiesen, auch, in welchem Land das passiert. Weil manche Länder, die sagen ja selber nicht so ganz viel. Die müssen erst mal ... Wenn das jetzt in Russland passieren würde, sowas wieder. Dann wäre es natürlich schwieriger. Und ich glaube nicht, dass sie auch jede Information wirklich, die die haben, rausgeben würden, so wie es ist. Aber wenn es jetzt in den westlichen Verbündeten dann von Deutschland wäre, ich glaube schon, das würde dann alles auf jeden Fall an Deutschland weitergegeben werden. Aber ob die uns das dann wirklich auch sagen, der Bevölkerung, alles?“ (Leipzig GD1, jüngere Generation, männlich)

Konkrete Maßnahmen im Notfallschutz

In den verschiedenen Gruppen wurde auch mehrfach über konkrete Maßnahmen, wie man sich auf einen Notfall vorbereiten und wie man im Ernstfall reagieren könne, diskutiert. Ein Grundvorrat an Nahrungsmitteln in jedem Haushalt für zwei Wochen, was jedoch gleichzeitig als schwierig umsetzbar eingeschätzt wurde, und die Bereitstellung von Jodtabletten für den Ernstfall wurden von einzelnen Teilnehmenden als notwendige Notfallschutzmaßnahmen genannt, die man im Vorfeld berücksichtigen müsse.

„T1: Es wurde ja auch schon gesagt, du sollst im Keller einen Notvorrat haben. [...] Wasserflaschen und Essen in Dosen und sowas solltest du haben. Ich glaube, für eine Woche solltest du Verpflegung haben. T2: Das kann ich gar nicht bezahlen, bei den Kindern. Die Essen an einem Tag, was ich ... T1: Das sollst du aber immer erneuern. Das musst du aber auch immer alle vier Wochen wieder erneuern. A.: Wir waren damals fünf Personen. Was soll ich denn da im Keller haben? Da brauche ich zehn Sixpacks. [...] So viel könnte ich gar nicht wegschleppen, selbst wenn man wollte.“ (Leipzig GD1, T1 = ältere Generation, weiblich, T2 = mittlere Generation, weiblich)

„Also es gibt ja konkrete Maßnahmen, das sind ja Jodtabletten. Die sollen ja konkret auch angeboten werden. Also falls der etwas betagte Reaktor tatsächlich nochmal den Geist aufgibt, sollte man da, das ist die offizielle Empfehlung, in seinem Badezimmerschrank so ein Röhrchen Jodtabletten haben. Das soll also dann schützen. Aber ich glaube, darüber hinaus gibt es da keinen Schutz. [...] Insofern ist der Schutz wirklich nur begrenzt möglich.“ (Köln GD2, ältere Generation, männlich)

Im Falle einer Katastrophe müssten laut den Teilnehmenden sofort alle Menschen im betreffenden Gebiet evakuiert werden. In diesem Rahmen wurde die NINA-Warn-App von einigen Teilnehmenden erwähnt, wenngleich sie nicht immer daran glaubten, dass sich rein durch Apps im Notfallschutz viel verbessern könne. Ein Teilnehmer aus Köln erwartete ähnliche Maßnahmen wie in der Pandemie, z.B. Ausgangssperren, nur noch intensiver. In dieser Gruppe war man jedoch der Meinung, dass diesmal die Regierung wichtige Empfehlungen geben und grundlegende Regeln aufstellen sollte, den Menschen aber selbst überlassen sein sollte, wie sie sich verhalten wollen.

„In dieser Lockdown-Zeit, genau, und wahrscheinlich genauso, nur ein bisschen intensiver. Das ist wahrscheinlich so, dass man sich in der Wohnung komplett isolieren muss und alles einschließen. Und man wird wahrscheinlich Essen transportiert bekommen und so. Also wahrscheinlich, wenn das kommt, dann ist richtig Katastrophenfall. Also, da ist eigentlich der Lockdown von Corona noch ein Witz dagegen, wenn das passieren würde.“ (Köln GD1, jüngere Generation, männlich)

Für sich persönlich empfanden viele Teilnehmende eine große Unsicherheit und mangelndes Wissen darüber, wie man sich im Falle eines nuklearen oder strahlungsbezogenen Notfalls schützen könne. Sie nahmen an, dass es den meisten Menschen in Deutschland ähnlich gehe und sie nicht wüssten, was zu tun sei. Viele Teilnehmende gingen jedoch einen Schritt weiter und vermuteten, dass es selbst bei besserem Wissen keine wirkliche Möglichkeit gebe, sich effektiv gegen Strahlung zu schützen, da diese unsichtbar und allgegenwärtig sei. Selbst isolierte Wohnungen oder Masken könnten wahrscheinlich nicht dagegen ankommen, weshalb es ungleich schwieriger sei, sich im Falle eines atomaren Notfalls zu schützen als bei einer Pandemie.

„Ich weiß nicht, wie man sich überhaupt schützen soll. Es gibt keine Möglichkeit, sich zu schützen. Das ist das Problem. Genau wie es keine Möglichkeit gibt, den Müll zu entsorgen. Also es ist auch schwierig, sich vor der Pandemie zu schützen, aber leider immer noch ein bisschen leichter als Verstrahlung.“ (Köln GD1, mittlere Generation, weiblich)

„Wenn ich wüsste, was gegen Strahlung hilft, außer jetzt ein Anzug. Also, vielleicht würde es klappen, wenn man seine ganze Wohnung isoliert. Aber halt wirklich so vollkommen isoliert. Aber selbst das würde, glaube ich, fast gar nicht möglich sein. Weil da halt wahrscheinlich Lücken drin sind. Und ich glaube, diese Strahlung ist so intensiv und so heftig, dass sie wahrscheinlich überall durchkommen könnte.“ (Köln GD1 jüngere Generation, männlich)

Nichtsdestotrotz hatten die meisten Teilnehmenden von einigen potenzielle Schutzmaßnahmen gehört, die sie selbst umsetzen könnten. In diesem Zusammenhang wurden Medikamente oder Präparate zum Umgang mit „Verstrahlung“ genannt - entweder allgemein oder konkret die oben schon erwähnten Jod-Tabletten –, das Aufsuchen von Luftschutzkellern, Bunkern oder U-Bahnen oder, in mehreren Gruppen, gleich der Verzicht darauf, die Wohnung zu verlassen. Auch das Tragen von Masken oder das Schließen von Fenstern wurde erwähnt, aber die Wirksamkeit dieser Maßnahmen wurde gleichzeitig angezweifelt, da undichte Fenster einer Ausbreitung von Strahlung durch die Luft wie oben beschrieben nichts entgegenzusetzen hätten. Ein Teilnehmer aus Köln zog gar in Betracht, im Notfall Deutschland zu verlassen.

„T1: Ja, man muss in den Luftschutzkeller. Aber gibt es heute überhaupt noch welche? T2: Eigentlich in den Keller gehen. [...] T1: Oder du musst da in die U-Bahn runter [...] T2: Auf jeden Fall nicht rausgehen. [...] aber ich glaube, wir wüssten alle nicht so richtig was wir machen.“ (Berlin GD1, T1 = ältere Generation, weiblich, T2 = jüngere Generation, weiblich)

Ihre eigene Unwissenheit reflektierend kritisierten Teilnehmende aus Berlin und Nürnberg die mangelnde Vorbereitung der Bevölkerung durch staatliche Institutionen. Es gebe keinen klaren, verständlichen Plan für die Bevölkerung, was das Gefühl der Hilflosigkeit verstärkte.

„T1: Da müsste man ja erst mal wissen, wie kann man sich überhaupt schützen, gibt es irgendwie eine Möglichkeit sich zu schützen und dann eben so einen Plan, Stufe ABC. Zieh ich einfach nur eine Maske auf, geh ich in den Keller oder was mache ich. Mache ich mir ein nasses Tuch auf den Kopf, also was hilft überhaupt? T2: Ja, da haben wir uns keine Gedanken gemacht. Bis jetzt.“ (Berlin GD2, T1 = mittlere Generation, weiblich, T2 = ältere Generation, männlich)

6.3 Erwartungen an den radiologischen Notfallschutz

Vor dem Hintergrund dieser Unwissenheit der Teilnehmenden und entsprechend kritischen Wahrnehmung des deutschen Katastrophen- und Notfallschutz bei nuklearen Notfällen wurde in den Gruppen dann diskutiert, welche Maßnahmen sie bei einem erneuten nuklearen Vorfall erwarten würden.

Die Medienberichterstattung nahm in diesem Zusammenhang in vielen Gruppen wieder großen Raum ein, sowohl im Hinblick auf Dissemination als auch auf Inhalt. Bei der Dissemination von Informationen gestanden die Teilnehmenden klassischen Medien wie dem Fernsehen, das rund um Tschernobyl Hauptinformationsquelle war, zwar noch eine Rolle zu, betonten aber die zunehmende Relevanz moderner Kanäle wie Warn-Apps oder soziale Medien wie Instagram, TikTok, YouTube oder Facebook, die Informationen deutlich schneller verbreiten könnten. Sich auf diese allein zu verlassen, davon wurde jedoch

abgeraten. Diese Kanäle seien anfälliger für Falschinformationen und stünden bei einer Überlastung der Telekommunikationsnetze nicht mehr zur Verfügung. Daher wurde mehrmals der Wunsch geäußert, dass Behörden, Polizei und Notfallschutz darüber hinaus ganz klassisch über Sirenen, Lautsprecher und Flyer informieren sollten, um beispielsweise auch ältere Menschen zu erreichen. Ein Teilnehmer aus Leipzig zog eine radikale Konsequenz aus der Unzuverlässigkeit sozialer Medien: Seiner Meinung nach sollten diese in Krisenzeiten möglichst abgeschaltet werden, um die Verbreitung von Panik und Falschinformationen zu verhindern.

„T1: Tja, Medien, aber jetzt nicht nur im Fernsehen, weil ich muss ehrlich sagen, ich gucke kein Fernsehen mehr. T2: Also ich habe die App. Oder direkt die Sirenen. T1: Ja, Medien einfach oder vielleicht auch wirklich, dass durch die Straßen gefahren würde mit dem Polizeiauto, das wäre so über Lautsprecher, für die Schnarchnasen [...] T2: Aber heutzutage guck dir die Menschen an, die haben alle ein Handy in der Hand. Also ich glaube, da erfährt man es sofort. T1: Aber ich kann mir dann auch vorstellen, dass es überlastet ist, das Netz. [...] Dann überschlagen sich ja auch die Informationen, gerade im Internet, dass so viele Leute ja auch Informationen da reinstellen können, die gar nicht so sind, wie sie sagen. Ich würde es glaube ich schon gut finden, dass wirklich offiziell von der Regierung oder von der Polizei oder von der Bundeswehr, von dem Katastrophenschutz, dass es Leute gibt, die rumgehen, die einen irgendwie probieren aufzuklären, und sei es mit Lautsprechern einer Straße.“ (Berlin GD1, T1 = jüngere Generation, weiblich, T2 = mittlere Generation, weiblich)

„T1: Also, ich vermute, in der heutigen Zeit über diese Handy-App, die auch einen Fliegeralarm oder dergleichen auslösen würde. Ich schätze, wenn jetzt direkt irgendwas Schlimmes passieren würde, hätte ich eine Nachricht auf meinem Handy. Passe auf, gehe da und dahin, mache das und das. T2: Ja. Das geht ja automatisch an. T1: Hundertprozentig. So stelle ich mir vor, dass es jetzt passieren würde. Ich glaube nicht, dass ich meinen Fernseher dazu anhaben muss. Sondern meine Uhr würde vibrieren, mein Handy würde auslösen. T2: Also alles würde angehen. Social Media, über YouTube, Instagram, Facebook, Fernsehen, Radio, Zeitung.“ (Nürnberg GD1, T1 = mittlere Generation, männlich, T2 = jüngere Generation, männlich)

Auch zur inhaltlichen Ausgestaltung der Berichterstattung rund um einen nuklearen Notfall sprachen die Teilnehmenden einige Empfehlungen aus. Informationen sollten ehrlich, transparent und sachlich kommuniziert werden. Die Herausforderung sei, Panik zu vermeiden, aber gleichzeitig keine Informationen zurückzuhalten oder zu beschönigen. Die Bevölkerung solle nicht belogen werden und die Politik solle offen kommunizieren, auch wenn sie (noch) nicht alle Antworten hat. Idealerweise solle die Wissenschaft frühzeitig mit einbezogen werden. Für die Bevölkerung selbst seien möglichst klare Anweisungen nötig, was im Ernstfall zu tun sei und welche Schutzmaßnahmen ergriffen werden sollten. Evakuierungspläne, also was konkret zu tun sei und was man mitnehmen dürfe, und Informationen zu Sammelpunkten und Bunkern sollten zeitnah kommuniziert werden.

„Also ich würde sagen, man sollte ehrlich und transparent darüber sein, aber trotzdem versuchen, eine Massenpanik zu verhindern. Ich weiß, es ist schwer, das beides in ein gutes Gleichgewicht zu bringen.“ (Berlin GD2, jüngere Generation, männlich)

„Einerseits ist es natürlich nicht sinnvoll, Hysterie zu erzeugen. Aber das Ganze ist auch nicht gut, die Leute zu belügen. Möglichst viele Wissenschaftler zu interviewen, sodass man da fundierte Meinungen hat. Das sollte grundsätzlich gemacht werden.“ (Köln GD1, mittlere Generation, weiblich)

Weiterhin wichtig sei Aufklärung, welche Auswirkungen das nukleare Ereignis haben könnte. Es solle umfassend darüber berichtet werden, welches Ausmaß der Schaden habe, wie sich die Strahlung bzw. Wolken ausbreiteten und welche Reichweite und Intensität sie habe.

„I: Was wären denn so die wichtigsten Informationen, die man haben müsste oder die Sie da erwarten? T1: Wie wir gerade gesagt haben, wieder, in welchem Umkreis, wie groß der Schaden ist [...] Oder in welche Richtung hält die Wolke fliegt. Wie dolle die Strahlung ist und so. Und bis wohin

die Strahlung überhaupt dann reicht. Sowas, glaube ich. T2: Und wenn der Alarm dann kommt, wo man überhaupt dann hin muss, was man überhaupt machen muss.“ (Leipzig GD1, T1 = jüngere Generation, männlich, T2 = ältere Generation, weiblich)

Auch über die Reaktion im konkreten Ernstfall hinaus stand die Rolle von Kommunikation bei der Diskussion rund um radiologischen Notfallschutz in den Gruppen im Vordergrund. So forderten sie bereits im Vorfeld proaktive Aufklärung und Vorbereitung der Bevölkerung auf mögliche Katastrophen, damit diese im Ernstfall ruhig reagiere und sich sicher fühle. Dies könne in Schulen, Betrieben, über Websites (z.B. die des BfS) sowie auf lokalen Veranstaltungen geschehen. Dabei sollten Verhaltensregeln und Schutzmöglichkeiten wie Jodtabletten, Gasmasken, Bunker oder Schutzkleidung erklärt, sowie bestenfalls Notfallpläne für verschiedene Szenarien bekanntgemacht werden. Eine Teilnehmerin aus Nürnberg schlug vor, die Vorsorge zum Notfallschutz regional zu verankern, beispielsweise durch Übungen oder durch Tage der offenen Tür vor Ort. Wichtig sei, vorausschauend zu handeln und nicht erst zu reagieren, wenn ein Notfall eintritt, und die Bevölkerung stets mitzunehmen und einzubeziehen.

„Also ich würde erstmal vorher die Bevölkerung vorbereiten, dass wenn so was kommt, dass ganz klar ist, es passiert A und jetzt machen wir B-C-D-E-F. Das erwarte ich für Katastrophen generell. Natürlich kann man nicht jede Katastrophe vorher schon mal durchspielen, aber so diese großen Dinge, die so um uns herum sind, sollte man schon mal so in Schulen und überall, Betriebsärzte, keine Ahnung, irgendwas machen. [...] Eine neutrale Berichterstattung, die nicht pusht, die nicht irgendwie Panik verbreitet, sondern die sachlich faktisch ist und die ganz klar eben auch sagt: Was kann es für dich jetzt bedeuten und was musst du jetzt tun. Das finde ich schon wichtig und natürlich, dass sie uns auf dem Laufenden halten, was wird gerade vor Ort getan und wie ist jetzt der Stand.“ (Berlin GD2, mittlere Generation, weiblich)

„Also das Volk einfach mehr aufklären und sagen: „Wenn es dazu kommen sollte, sollte man so und so reagieren. Wenn es zu der Katastrophe kommt, sollte man so und so reagieren.“ Es heißt ja nicht, dass es passieren muss. Aber man beruhigt das Volk am meisten, indem man dem Volk eine gewisse Sicherheit gibt. Man fühlt sich ja erst dann sicher, wenn ich weiß, okay, wenn das und das passieren sollte, weiß ich, wie ich mich zu verhalten habe. Das ist ja genau wie bei einem Erste-Hilfe-Kurs. Wenn das der Standard für jeden einzelnen Bürger hier in Deutschland wäre, unabhängig, ob Führerschein oder nicht, wären wir viel sicherer und viel hilfsbereiter. Die meisten machen die Augen zu und laufen weg, weil sie Angst haben, Fehler zu machen.“ (Köln GD2, jüngere Generation, weiblich)

„Eigentlich müsste es eine Webseite geben, von diesem Bundesamt für, wie heißt das, Strahlenschutz oder so. Oder für jedes Atomkraftwerk sozusagen ein Worst-Case-Szenario, [...] Dann müsste da stehen, im Fall eins, schlucken Sie Jodtabletten. Im Fall zwei, schließen Sie sich im Keller ein [...]. Es müsste eine konkrete Anweisung geben, was man da machen soll. Dass man im schon Vorfeld sozusagen nachlesen kann, was in dem Fall zu machen ist.“ (Köln GD2, ältere Generation, männlich)

„Nee, nicht so zentral machen, sondern eher so regional. Dass zum Beispiel jetzt, sage ich mal, ich weiß nicht, jede Großstadt oder jedes Bundesland oder jeder Regierungsbezirk, sage ich mal, das eher auch praktisch umsetzt, nicht nur in der Theorie. Halt eben vielleicht mit Übungen oder, was weiß ich, Tag der offenen Tür oder solche Veranstaltungen, um vielleicht der Bevölkerung einfach auch so diese Vorsorge irgendwie näher zu bringen.“ (Nürnberg GD2, mittlere Generation, weiblich)

Neben der Informationspolitik wurden nur wenige praktische Maßnahmen von den Teilnehmenden diskutiert. Wieder wurde die Verteilung von Jodtabletten und Schutzkleidung gefordert. In einer Gruppe wurde der Bau von Schutzbunkern diskutiert, wobei sich die Gruppe uneins war, ob dies eine sinnvolle Maßnahme sei.

„T1: Vor ganz großen [Katastrophen] müssen Raum oder Räumlichkeiten geschaffen werden, die isoliert sind [...] T2: [...] Ja, es so müssen Bunker eingeführt werden. T1: Wenn du rausgehst, müsstest du so einen Anzug haben, der dich komplett schützt, den man dann zu Hause in der Wanne

ab duschen kann. T2: Wir bräuchten einfach vielleicht was so wie einen Bunker, sage ich jetzt mal, einfach einen Rückzugsort [...] T1: Genau, damit du nicht ganztägig den Strahlungen ausgesetzt bist. T2: Ja, weil das Ding ist ja, das kommt ja dann trotzdem durch sämtliche Ritzen und Spalten zu Hause durch die Tür, wenn du früh aufmachst und nach Hause kommst, oder mal durchlüften tust, ist ja auch alles in deiner Wohnung. Dass du einfach dann wie so einen Safe Space hast, der halt strahlendicht ist.“ (Leipzig GD2, T1 = mittlere Generation, männlich, T2 = jüngere Generation, männlich)

Die Erwartungen an den radiologischen Notfallschutz drehten sich also in den Gruppendiskussionen vor allem um ausgewogene, hilfreiche Kommunikation, die die Bevölkerung in die Lage versetzen sollte, ruhig und eigenständig zu handeln.

7 Fazit

Die Analyse der kollektiven Erinnerung an die Reaktorkatastrophe von Tschornobyl zeigt, zu welchem Grad dieses Ereignis in das kommunikative und kulturelle Gedächtnis der deutschen Gesellschaft eingeschrieben ist – und wie sich die Formen und Funktionen dieser Erinnerung über Generationen hinweg wandeln und differenzieren.

Die Ergebnisse der Gruppendiskussionen deuten darauf hin, dass die Erinnerung an Tschornobyl in den älteren Generationen vor allem im kommunikativen Gedächtnis verankert ist: Sie speist sich aus persönlich erlebten, (zumindest damals) im Alltag geteilten Erfahrungen, Gesprächen und Erzählungen. Die ältere Generation, die das Ereignis bewusst miterlebte, verbindet mit Tschornobyl konkrete Alltagsängste und eine tiefe Verunsicherung hinsichtlich Kernkraft und Notfallschutz. Für die mittlere Generation, damals Kinder oder Jugendliche, steht das diffuse Gefühl von Bedrohung und Ohnmacht im Vordergrund, oft vermittelt durch elterliche Fürsorge, Schule bzw. Kindergarten und mediale Berichterstattung. Für diese beiden Generationen bleibt Tschornobyl ein biografischer Einschnitt, der mit konkreten Narrativen, Ängsten, Unsicherheiten und auch mit über den Vorfall hinausreichenden gesellschaftlichen Debatten verbunden ist. Diese Erinnerungen wurden im Familien- und Freundeskreis teilweise weitergegeben und sind eng an die individuelle Lebenswelt gebunden.

Für die jüngere Generation hingegen war Tschornobyl in den Gruppendiskussionen primär Teil des kulturellen Gedächtnisses: Die Katastrophe wird über Medien, Filme, Bücher, Popkultur und schulische Vermittlung erinnert – als historisches Ereignis, das weniger emotional, sondern stärker symbolisch und diskursiv verarbeitet wird. Die Weitergabe erfolgt hier über kulturelle Artefakte, aktuelle Ereignisse wie Fukushima oder den Ukrainekrieg und mediale Darstellungen, die das Ereignis immer wieder aktualisieren und neu interpretieren. Die Weitergabe der Erinnerung erfolgt zunehmend über Medienprodukte und weniger über familiäre Gespräche. Mit zunehmendem zeitlichem Abstand verschiebt sich die Erinnerung also ins kulturelle Gedächtnis: Tschornobyl wird zum Symbol für technologische Risiken, für die Verletzlichkeit moderner Gesellschaften und für die Notwendigkeit von Vorsorge und Schutz.

Die „Erzählung“ des radiologischen Notfallschutzes hat sich demzufolge seit 1986 grundlegend verändert. Sie hat zum einen eine politische und gesellschaftliche Komponente. Während in den 1980er und 1990er Jahren die konkreten gesundheitlichen und ökologischen Folgen für Betroffene vor Ort und darüber hinaus im Vordergrund standen, wird Tschornobyl heute vor allem als Mahnung und Referenzpunkt für aktuelle Herausforderungen (z. B. Fukushima, Ukraine-Krieg, Energiepolitik) genutzt. Tschornobyl wird ein wichtiger Platz in der gesellschaftlichen und politischen Akzeptanz von Atomkraft in Deutschland als „Stein, der alles ins Rollen brachte“, zugeschrieben. Tschornobyl wurde in den Gruppendiskussionen als erster Anlass interpretiert, der das bis dahin unkritische Vertrauen in Kernkraft ins Wanken brachte und entsprechende kritische Bewegungen bedeutend stärkte. Unter diesem Gesichtspunkt wirkt Tschornobyl für die Teilnehmenden bis heute mit realen Konsequenzen wie dem Atomausstieg nach. Tschornobyl wirkt als Chiffre für unsichtbare Gefahr, die in Kernkraft steckt – und als Auftrag, Unsichtbares durch den radiologischen Notfallschutz sichtbar und handhabbar zu machen.

Die Erzählung des radiologischen Notfallschutzes wurde in den Gruppendiskussionen außerdem stark vom Thema Kommunikation bestimmt. Damals dominierten Unsicherheit, mangelnde Information und staatliche Zurückhaltung, insbesondere in der ehemaligen DDR. Sehr deutlich wurde in den Gruppendiskussionen, wie sich die Erzählungen in West- und Ostdeutschland zwar in ihrer Grundstruktur glichen, jedoch in ihrer Ausgestaltung teilweise stark unterschieden. Zwar wurde auch in der BRD ein mangelndes Informationsumfeld kritisiert, dies wurde jedoch eher der neuen, unerwarteten Situation und den mangelnden Informationen aus der Sowjetunion zugeschrieben, während in der ehemaligen DDR die Verantwortung für fehlende Information klar dem Staat zugeschrieben und Absicht unterstellt wurde. Neben den bereits erwähnten Altersunterschieden und den Ost-West-Unterschieden gab es jedoch keine deutlich hervortretenden Unterschiede in den Narrativen in unterschiedlichen soziodemographischen oder gesellschaftlichen Subgruppen.

Im Kontrast zu dieser Erzählung des Notfallschutzes von damals wird heute generationenübergreifend eine proaktive, transparente und wissenschaftsbasierte Kommunikation des radiologischen Notfallschutzes erwartet. Überhaupt dreht sich das Narrativ hierzu auch heute noch vorrangig um Kommunikation, weniger um konkrete Maßnahmen. Diese werden zwar auch genannt (z.B. Bunker, Jod-Tabletten), hier sind sich die Teilnehmenden jedoch deutlich unsicherer, was überhaupt sinnvoll und erwartbar wäre. Die Teilnehmenden spüren eine Ohnmacht, was die eigene Handlungsfähigkeit angesichts unsichtbarer Strahlung angeht, und fordern daher umso vehemente umfassende, klare Kommunikation, um selbst verstehen und handeln zu können.

Diese Kommunikation sollte den Ergebnissen dieser Untersuchung folgend bereits präventiv eingesetzt werden. Eine präventive Kommunikation zum radiologischen Notfallschutz bedeutet, die Bevölkerung bereits im Vorfeld – also ohne akuten Anlass – umfassend darüber zu informieren, welche Maßnahmen im Ernstfall vorgesehen sind und welche konkreten Notfallpläne existieren. Solche proaktiven Informationsangebote stoßen auf großes Interesse, weil sie Transparenz schaffen und das Gefühl vermitteln, auf den Ernstfall vorbereitet zu sein. Sie stärken das Vertrauen der Bevölkerung in die zuständigen Behörden, indem sie zeigen, dass Vorsorge getroffen wird und die Bevölkerung Strahlung nicht ohnmächtig ausgesetzt ist. So wird ein Gefühl von Sicherheit und Selbstwirksamkeit gefördert. Regelmäßige präventive Kommunikation kann laut den Teilnehmenden durch Informationskampagnen, Übungen in Schulen und Betrieben oder digitale Informationsangebote stattfinden. Die Teilnehmenden erwarten, dass präventive Kommunikation klar, verständlich und über verschiedene Kanäle erfolgt, um möglichst viele Menschen zu erreichen und aufzuklären.

Auch im Ernstfall eines radiologischen Notfalls ist eine transparente, klare und einheitliche Kommunikation für alle Generationen von zentraler Bedeutung. Es gilt hier jedoch für die Teilnehmenden, in der Kommunikation die richtige Balance zu finden: Zu viele Informationen oder dramatisierende Aussagen können übertriebene Ängste und Panik auslösen, während ein Mangel an Informationen oder widersprüchliche Botschaften Unsicherheit und Misstrauen fördern, wie zu Zeiten von Tschernobyl. Deshalb erwarten die Menschen, dass Behörden und verantwortliche Stellen offen, faktenbasiert und verständlich kommunizieren – Unsicherheiten sollten dabei auf keinen Fall verschwiegen, aber auch nicht unnötig betont werden. Die Vermittlung praktischer, handlungsorientierter Empfehlungen für den Alltag – etwa zu Lebensmitteln, Aufenthalt im Freien oder anderen Schutzmaßnahmen – steht dabei im Vordergrund, da solche Hinweise den Menschen konkrete Orientierung und Sicherheit bieten. Die Bedeutung dieser Themen wurde in den Gruppendiskussionen sehr deutlich, da Empfehlungen zu Lebensmitteln und zum Aufenthalt im Freien von den Teilnehmenden besonders erinnert wurden. Dies sind Maßnahmen, die die Bevölkerung direkt mit dem radiologischen Notfallschutz, auch in der Rückschau auf Tschernobyl, verknüpft und vermutlich im Rahmen einer Krisenkommunikation erwartet. Für den Ernstfall braucht es laut den Teilnehmenden konkrete, verständliche Anweisungen, die über verschiedene digitale und analoge Kanäle verbreitet werden. Interessant ist hierbei, dass die Bevölkerung neuen Kommunikationsmethoden wie Apps und Social Media zwar eine wichtige Rolle zuspricht, aber auch die jüngere Generation empfiehlt, traditionelle „offline“-Disseminationsmöglichkeiten weiter zu nutzen.

Angesichts der heutigen, im Vergleich zu Tschernobyl stark veränderten Medienlandschaft ist es zudem für die Teilnehmenden unerlässlich, Falschinformationen und Gerüchten, die sich insbesondere über soziale Medien verbreiten, aktiv entgegenzutreten und sachlich zu korrigieren. Hier sehen die Teilnehmenden die größte Gefahr, dass die oben gewünschte Balance hin zu destruktiver Panik neigen könnte. Es hat sich außerdem gezeigt, dass die Einbindung von Expert*innen und Wissenschaftler*innen mit einer konsistenten, transparenten Botschaft für manche das Vertrauen in den Notfallschutz stärkt.

Das Vertrauen der Bevölkerung in den radiologischen Notfallschutz ist grundsätzlich vorhanden, wird jedoch von einer spürbaren Unsicherheit begleitet, ob und wie im Ernstfall tatsächlich gehandelt wird. Um dieses Vertrauen nachhaltig zu stärken, ist es entscheidend, wie oben dargestellt sowohl präventiv als auch im Ernstfall auf eine neutrale, transparente und klare Kommunikation zu setzen. Präventive Maßnahmen vermitteln das Vertrauen, auf einen Ernstfall vorbereitet zu sein und fördern die Selbstwirksamkeit der

Menschen. Im Ereignisfall selbst erwarten die Bürgerinnen und Bürger, dass Behörden ihnen konkrete Handlungsempfehlungen an die Hand geben und Unsicherheiten so weit wie möglich abbauen – aber auch nicht verschweigen. Nachvollziehbare Strukturen, kontinuierliche Kommunikation und die Einbindung der Wissenschaft sind also Möglichkeiten, wie das Vertrauen in den Notfallschutz langfristig gestärkt werden kann.